

Zwei  
Zeugen göttlicher Offenbarung,  
das Weltall und der Mensch.

Von

**Adolf Knipffer,**

Dr. med.

Berlin.

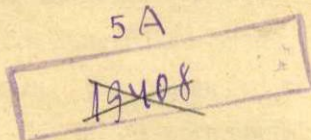
Verlag von Gustav Schlawitz.

1873.

Zwei

**Zeugen göttlicher Offenbarung,**  
das Weltall und der Mensch.

Von



**Adolf Kupffer,**

Dr. med.

---

**Berlin.**

Verlag von Gustav Schlawitz.

1873.

## Vorwort.

---

Die Geschichte der Gegenwart zeigt uns Umwälzung auf allen Gebieten menschlicher Arbeit. Für Sitte, Wissenschaft, Religion und Staat werden neue Grundlagen der Entwicklung gesucht, und sind zum Theil schon solche gefunden. Die gegenwärtige Werthschätzung der Persönlichkeit an sich ist die vornehmste Quelle dieser großen Bewegung im Leben der Kulturvölker. Einzelne Erscheinungen dieser Bewegung sind Kleinode menschlicher Bildung und menschlichen Denkens, wenn sie in ihrer Bedeutung an sich betrachtet werden; aber in Verbindung mit dem Menschen, der sie gedacht hat und ausübt, erweisen sie sich oft von der Sünde des Menschen vergiftet. Erhebend ist z. B. die Vereinigung verwandter Volksstämme; jedoch zum Ekel wird sie, wenn sie ein Bündniß mit Racenhaß gegen fremde Stämme schließt. So liegt Wahrheit in der Idee der Volkssouveränität; aber wahnsinnig erscheint diese Idee, wo sie den ungebildeten Haufen mit dem Purpur überkleiden will. — Ja die Umwälzung unsrer Zeit ist trotz aller schönen Aufgaben, welche sie sich gestellt, dort überall nichtswürdig, wo sie sich mit dem Abfall von Gott verbunden. Von Catheder

und Tribüne wird dieser Abfall ausgebaut; und mit ihm die Bildung, welche jetzt den großen Massen reichlich dargereicht wird, verunreinigt. Gegen diesen Betrug, welcher aus allem Wahren und Edlen Carikaturen ausbrütet, erhebt sich auch unser Wort.

Die Grundlage und Richtschnur unsres Glaubens an den persönlichen Gott bildet das erste Kapitel des ersten Buches Moses. Hier werden Himmel und Erde und der Mensch als Werke des göttlichen Willens angesprochen und offenbart. Wir haben unserer Schrift auf Grundlage dieses ersten Kapitels der heiligen Schrift die Aufgabe gestellt: zu erweisen, daß natürliches und menschliches Dasein ohne das ewige Leben Gottes unmöglich vorhanden sein könnte.

## Einleitung.

---

Es genügt vollkommen für Jedermann, die h. Schrift ohne Beiwort mit ernstem, unbefangenen Nachdenken zu lesen, um von der Wahrheit der Lehre in derselben erfaßt und überwunden zu werden: denn aus der h. Schrift weht uns der lebendig machende Odem Gottes entgegen. Aber, auch abgesehen von dieser heiligen Macht, begleitet den Leser in den Büchern der h. Schrift überall des jedesmaligen Schriftstellers nüchternen, forschender Ernst, welchen derselbe um die Wahrheit seiner Arbeit gehabt. Die Schriftsteller der h. Schrift haben zum großen Theil offenbar umfassende Studien vor ihrer Gottgeordneten Wirksamkeit gemacht. Wenn die Grundlegung des Christenthums von Männern aus ungeschultem Stande geschah, so bedenke man richtig, daß dieselben eine Hochschule unter ihrem Meister durchgemacht, wie keinem Lernenden später eine solche geboten wurde: unter einem Meister, den noch heute Niemand anstehn darf, ihn den größten der Ethiker zu nennen. So zeigt sich durch die ganze h. Schrift, daß die Verfasser der einzelnen Bücher Männer von Wissen und Bildung waren. Es macht daher einen wunderlichen Eindruck, wenn man Werke liest, deren Zustandekommen ihren Meistern viele Jahre gekostet haben müssen, um Seite für Seite die h. Schrift sinnentstellend darzustellen; wenn in diesen Werken den Verfassern der h. Bücher Fehler, welche von denselben unmöglich gemacht werden konnten, nachgewiesen werden. Solche Werke

gegen die h. Schrift, wie von Wislicenus, solche Aussprüche wie von Carl Vogt vernichten sich selbst, denn ihre Unwahrheit ist allzu nackt.

Ist es nun auch der h. Schrift rühmlicher Vorzug, daß ihre Schriftsteller der Ueberzeugung des Gewissens den Reiz der Phantasie unterwerfen, so macht doch dieser Ausdruck innerer Ueberzeugung von dargebotener Wahrheit in ihr noch keineswegs die in ihr durchgeführte Lehre unfehlbar; denn nicht oft fällt auf religiösem Gebiete die begeisterte Ueberzeugung mit der objectiven Wahrheit, nach welcher gesucht wurde, zusammen.

Ein deutlicheres formelles Kennzeichen der Wahrhaftigkeit der Lehre in der h. Schrift giebt die Einheit, mit welcher diese Lehre in allen Büchern der h. Schrift gefaßt worden ist. In dieser Hinsicht ist besonders das alte Testament hervorzuheben; denn vom neuen kann man sagen, daß es einen Meister, der viele gleiche Schüler gebildet, gehabt habe, freilich ein Ruhm, den bisher kein anderer Meister erworben. Diese Durchführung der einheitlichen Idee in den Büchern des alten Testaments, das ist in Schriftstücken, deren Erscheinen durch Jahrhunderte getrennt ist, bildet ein Wunder auf dem Gebiete antiken Denkens. Sie steht da als das einzige Monument überwindender Macht in der vorchristlichen Geschichte religiöser Ueberzeugung. Ganz ohne Abweichung wird von jedem Verfasser der heiligen Bücher dieselbe Lehre gepredigt, und zwar nicht so sehr auf die ursprünglichen Bücher dieser Lehre zurückweisend, als vielmehr mit stets neuer, selbstständiger Fassung. In der h. Schrift finden wir die Gottesidee als Born der Begeisterung für alle Zeiten.

Aber mehr als formelles Kennzeichen der inneren Wahrheit der h. Schrift ist das Verhältniß zwischen dem neuen und alten Testament. Während das alte Testament Vorbereitung und Weissagung des Inhalts der h. Schrift in sich schließt, verkündet das neue die vollendete Thatsache dieses Inhalts. Vergebens wird an den Worten der Weissagung zu deuteln gesucht. Dieselben stehen so fest und un-

beugsam da, wie die später eingetretene geschichtliche Thatsache, die Erscheinung uns'res Herrn.

Wenn das Gewissen schweigt, diese Zeichen aus der h. Schrift sollten dafür reden, daß dieselbe nicht unter ähnlicher Bedingung wie die anderen Schriftwerke der Menschen verfaßt sein kann, daß der Lehrinhalt der h. Schrift bei seiner Fassung nicht dem Irrthum des Verfassers unterworfen gewesen ist.

Ja, das ist's, was die h. Schrift vor allen anderen Schriftwerken auszeichnet: sie ist nicht blos Menschen-, sondern zugleich auch Gottes Werk. Durchglüht vom Geiste Gottes ist der Mensch an seine Arbeit gegangen. Nicht durchglüht wie dein begeistertes Wort mich durchglüht, sondern wie der elektrische Strom, sich mittheilend, das kalte Metall zum glühenden macht, wobei das Metall doch ein träger Körper bleibt. Aber wie das Metall diesen Strom nur unter bestimmten Bedingungen aufnimmt, also auch der Mensch den Geist Gottes. Auch nicht ist der Mensch wie die klappernde Mühle, welche durch den Odem der Luft bewegt wird: nicht ein mechanisches Werkzeug, sondern frei im Gehorsam nimmt der Mensch den Geist Gottes auf, wie in deutlichster Form die Jungfrau Maria, und vereinigt sich mit demselben auf wunderbare Weise. Als solche Gott erfüllte Männer sind die Schriftsteller der h. Schrift anzusehn. Soweit Gott sie lehrte, soweit haben sie unfehlbare Wahrheit gelehrt. Die Macht, diese Wahrheit in uns aufzunehmen, an dieselbe glauben zu können, ist das rühmlichste Zeichen unserer immensen Freiheit.

Es drängt sich uns nun die Frage auf nach der Wahrheit, die Gott in der heiligen Schrift lehrt, zum Unterschiede derjenigen Angaben, welche als Studie, also für ein besonderes geistiges Eigenthum der Schriftsteller anzusehen sind. Die Kritik dieses Gegenstandes ist durchaus nicht verwickelt. Die Entscheidung ergibt sich einfach selbst aus dem gerade vorliegenden Inhalt des Schriftstücks. Ist der Inhalt ein solcher, den die Menschheit nimmer durch Studien zu ergründen vermöchte, so ist er als Gottesarbeit anzusehen; ist er da-

gegen ein derartiger, den menschliche Arbeit hervorbringen kann, so sprechen wir ihn als Arbeit des Menschen an. Nicht der forschende Geist des Menschen sollte durch Mittheilung gelähmt, sondern der abgeirrte zur Quelle des Lebens zurückgeführt werden. Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott ist der Glaubensinhalt, ist die Arbeit Gottes in der h. Schrift. Alles Uebrige in der h. Schrift ist Werk der Menschen. Demnach wird Alles, was in die Geschichte und Naturkunde spielt, als Menschenarbeit anzusehen sein. Der geschichtlichen Erzählung in der h. Schrift werden wir nur viel mehr Zutrauen schenken als der naturgeschichtlichen Notiz. Die Geschichte, namentlich in Form der Chronik, wie die h. Schrift sie darbietet, konnte der Fleiß des Menschen zu jeder Zeit wahrheitsgetreu aufzeichnen. Aber in der Naturkunde waren die Völker vor unserer Zeitrechnung noch nicht so weit vorgeschritten, wie wir es heute sind. Daher begegnen wir auf diesem Gebiete in der h. Schrift zuweilen einer von der unsern abweichenden Anschauung.

Wenn nun auch die Angabe historischer Thatfachen und die Anschauung von Naturereignissen das geistige Eigenthum des jedesmaligen Verfassers bilden, so ist doch Auswahl und Anordnung des Dargebotenen hierbei ein Werk des heiligen Geistes; denn diese Auswahl und Anordnung stehen zur Lehre vom Heil in direktem abhängigen Verhältniß.

Schon das erste Kapitel der h. Schrift trägt diesen Charakter der Gottes- und Menschenarbeit an sich. Die hier sich kündende Anschauung von einem festen Himmelsgewölbe mit Lichtern an demselben ist die nämliche, bei den ältesten Völkern gangbare, erst in neuerer Zeit als irrig erkannte Anschauung vom Feststehen der Erde und von dem Kreifen des Himmels um die Erde. Aber doch ist die Darstellung dieses Kapitels nothwendig Gottes Arbeit, denn der Gegenstand dieser Darstellung ist Gott und seine Arbeit. Es gilt hier das Wesen Gottes und des Weltalls und dessen Abhängigkeit von Gott als Grundlage uns'res Glaubens darzuthun. Diese Wahrheit konnte kein Verstand in ihrer ganzen Klarheit auffinden. Dieses

erste Kapitel ist nach seinem Hauptinhalt der Grundartikel unseres Glaubens. Auf diesem Kapitel steht, mit diesem Kapitel siele — wenn es möglich wäre — die Gotteswahrheit der ganzen h. Schrift. Derjenige, welcher die Wahrheit dieses Kapitels erweist, geben wir zu, hat noch nicht alle Wahrheit der h. Schrift erwiesen; aber wer die Wahrheit dieses Kapitels vernichten könnte, der hätte den richtigen schwarzen Strich durch das ganze heilige Buch gezogen. Er brauchte der weitem sauren Arbeit, die h. Schrift der Lüge und des Irrthums zu bezüchtigen, sich nicht zu unterziehen.

Wenn nun auch der Hauptinhalt dieses ersten Kapitels der Bibel Gottes Arbeit ist, so könnte doch gedacht werden, daß die Ausführung des Sechstagswerks auf einer Studie des Schriftstellers beruhe und die Naturwissenschaft hier ein Recht der Kritik habe. Dieses Recht kann ihr zum Theil nicht abgesprochen werden, denn sie kann es wohl entscheiden, ob die Angaben über die Reihenfolge der Schöpfungsobjecte richtig sind. Andererseits hat die Naturwissenschaft aber keine Entscheidung über die Wahrheit der Angaben; denn sie weiß nicht Gottes Arbeit zu bestimmen. Die Naturwissenschaft rechnet nur mit wahrnehmbaren Größen. Sie kann daher zwar der Entwicklung des Weltalls folgen, aber wo diese Entwicklung durch eine Arbeit Gottes einen neuen Impuls bekommt, kann sie nicht nachweisen, woher dieser kam. Jedoch muß sie constataren können, daß ein solcher neuer Impuls vorhanden ist, und dieser aus der bis dahin bestehenden Entwicklung nicht hergeleitet werden kann. Wir werden später sehn, wie die Naturwissenschaft durch Constataren solcher Impulse in der Schöpfungszeit den Bericht Moses als einen glaubwürdigen unterstüzt.

Könnte nun auch über den Inhalt der h. Schrift dieselbe selbst besser als irgend ein anderes Wort belehren, so ist doch dazu ein aufrichtiger, aufmerkjamer Leser, in welchen die Lehre eindringen kann, nothwendig. Aber Viele lesen die h. Schrift überhaupt gar nicht; Andre nicht mit dem Ernst des Sünders, wenn sie auch lesen. Manche lesen die h. Schrift gar nur, um derselben zu widersprechen

und sie zu widerlegen. Viele unkundige Leute giebt es, die durch Autorität unterrichteter Leute, welche die naturhistorischen Irrthümer in der h. Schrift zum Angriff auf den Glaubensinhalt derselben benutzen, in Zweifel über die Wahrheit der in der h. Schrift dargebotenen Lehre gerathen und dann, statt sich an die h. Schrift zu wenden, die mit ihrem h. Odem diese Zweifel zu zerstreuen vermag, andere Schriften zu Rath ziehn. Diesen vornehmlich gilt unsere Arbeit, welche denselben den Weg zur h. Schrift ebnen möchte. An dieser wird es ihnen klar werden, warum Gott dieses erste Kapitel hat schreiben lassen. Der Sündenfall mit dem ihm folgenden Abfall von Gott macht es dem Menschen unmöglich, seinen Beruf im Weltall zu erkennen. Daß er ein Kind Gottes war, ahnt der Mensch wol; er sollte es aber wissen, daß er ein Knecht des Teufels geworden. Gott wollte dem Menschen die demselben bestimmte Stellung im Weltall wiedergeben. Daher zeigt Er dem Menschen die Grundlage für den Glauben im ersten Seiner Kapitel: Sieh! Dein Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erden und Deiner; Du bist das Endziel Seiner Arbeit. Um Deinetwillen hat Er Arbeit und Mühe gehabt. Dein ist Seine Liebe.

Darum lasset euch einladen von Ihm. Er ladet euch freundlich zurück in das Paradies, zu Seiner Gemeinschaft.

Sophienthal im Obstland,  
den 24. Februar 1873.

Der Verfasser.

**V**on der Entstehung des Weltalls handelt das erste Kapitel der h. Schrift. Auf Grund dieses Kapitels und unsrer Glaubensüberzeugung wollen wir nachzuweisen versuchen, daß Gott der Herr dem Weltall und in diesem dem Menschen das Dasein gegeben hat.

Moses lehrt in seinem ersten Kapitel, daß das Weltall durch den Willen Gottes aus Nichts hervorgegangen ist, und zwar dieses nicht von Ewigkeit her, sondern mit einem bestimmten Anfang geschehn sei. Hier wird also gelehrt, daß das Weltall einen Ursprung und dieser seine Ursache in Gott hat. Das Ewige wird außerhalb des Weltalls gesetzt; denn nur Gott wird ohne Ursprung bezeichnet. Derjenige, welcher am Anfang schuf, mußte vor dem Anfang gewesen sein. Was aber vor dem Anfang war, konnte keinen Ursprung außer sich bejessen haben. Gott wird also mit Seiner Ewigkeit dem Weltall mit dessen Zeitlichkeit entgegengesetzt, und das Weltall als Werk Gottes von dem Meister dieses Werkes abhängig dargestellt. Diese Abhängigkeit bezieht sich, wie die h. Schrift folgerichtig lehrt, auf Ursprung, Entwicklung, Bestand und Verfall. Moses lehrt die Erkenntniß einer Gottheit, die unaussprechlich erhaben ist. Er lehrt diese Gottheit genauer zunächst als Gott den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden erkennen. Später macht uns die h. Schrift vollständig mit der Wesenheit Gottes vertraut. Die Bedeutung des ersten Kapitels Moses ist für uns eine zweifache. Einmal wird unser Glaubensgrund, daß Gott Alles geschaffen hat, gesichert, und dann unsere Stellung im Weltall als Menschen bezeichnet, indem gezeigt wird, daß im Menschen göttliches Wesen mit der Natur der

Kreatur zu einer einheitlichen Persönlichkeit vereinigt worden ist. Der Staub wurde ein Kind Gottes.

Es ist nun die Frage aufgeworfen, ob das Verhältniß Gottes zum Weltall, wie Moses lehrt, eine Thatfache, oder ob diese Lehre nur eine glänzende Idee des markigen, mosaischen Geistes sei? Doch dürfen wir überhaupt diese Frage thun, die, wenn auch nicht gerade deutlichen Zweifel, doch auch nicht felsensfeste Ueberzeugung ausspricht? Nun, es dürfte und könnte in uns diese Frage auch wirklich nicht entstehn; denn der Geist Gottes giebt uns Zeugniß von der Wahrheit. Die Frage tritt von Außen an uns heran, und wir nehmen sie auf, um ihren negativen Inhalt nach unseren Kräften zu bekämpfen. So wahrhaftig Christus der Sohn des Lebendigen, so wahrhaftig ist Gott der Schöpfer des Weltalls; und so wahr es ist, daß Niemand ohne den heiligen Geist Gottes Wesen erkennen kann, so wahrhaftig ist das Dasein des lebendigen Gottes. Aber Gott antwortet auf die Frage des hangenden Zweiflers, und diesem antworten auch wir.

Der Zweifler fragt zunächst nach der wahrhaftigen Existenz Gottes. Nach bejahender Beantwortung dieser Frage wendet er sich zur Frage nach der Macht Gottes über die Natur. Ist ihm diese Macht auch als wahr dargethan, fragt er noch zuletzt, ob der Wille Gottes diese Macht zu Gunsten des Menschen benutze. Diese drei Fragen finden schon im ersten Kapitel der h. Schrift tröstliche Antwort. Aber während die Liebe Gottes namentlich zum sündigen Menschen erst im Verlaufe der ganzen h. Schrift zum vollen Ausdruck kommt, wird die Macht Gottes gerade in diesem Kapitel in ihrer vollen Majestät dargestellt. Unsere Arbeit wird der Gabe dieses Kapitels entsprechen.

Wir haben unsere Arbeit in drei jene Fragen beantwortende Abtheilungen getheilt:

- I. Gottes Dasein ist wahrhaftig, heilig und allein ewig.
- II. Das Dasein des Weltalls und des Menschen ist die That Gottes.
- III. Der Mensch ist Gottes Ziel.

Unsre Hauptarbeit umfaßt indeß die zweite Abtheilung, da wir uns hier zur Aufgabe gestellt haben, nicht so sehr das Wesen der Gottheit und den Trost des Menschen in Gott darzuthun, als vielmehr den Glauben an Gottes Dasein aus dem Dasein des Weltalls auf Grund des ersten Kapitels der h. Schrift zu fordern.

In neuester Zeit sind mehrere Apologien unsres christlichen, respective lutherisch christlichen Glaubens erschienen. Auf drei derselben machen wir den Leser besonders aufmerksam, wenn er eine klare Begründung unsres Glaubens kennen lernen will: Chr. Ernst Luthardt: Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums, in drei Bänden. — Carl Adolph Gerhard von Bezschwiz: Zur Apologie des Christenthums nach Geschichte und Lehre. — Franz Delitzsch: System der christlichen Apologetik.

## Erste Abtheilung.

Unter allen Kulturvölkern und selbst bei vielen geistig sehr tief stehenden Menschenstämmen hat man eine Vorstellung über das Verhältniß des Weltalls zur Gottheit gefunden. Aber so vereinzelt Moses den wahren, unsichtbaren Gott lehrt, so lehrt auch sonst kein Mund, wie der seine, die Entstehung des Weltalls als eine allein durch den Willen Gottes in die Zeit getretene Erscheinung. Das Christenthum ist die Blüthe und Frucht des Mosaismus, der Islam die Karikatur desselben. In Beiden finden wir daher natürlich je nach ihrem Wesen die mosaische Gottesidee wieder. Diejenigen Völker, welche keine Offenbarungsreligion, sondern eine traditionelle, zum Theil philosophisch zurecht geschnittene besitzen, haben die Vorstellung von jenem Verhältniß, daß neben der Gottheit das Weltall ewig ist. Diese Gottheit wird dem Wesen nach scharf vom Weltall geschieden, und zwischen Gott und Weltall ein Abhängigkeitsverhältniß, jedoch der Art angenommen, daß in diesem Verhältniß ursprünglich dem Weltall die abhängige Rolle zuerkannt ist. Die An-

schauung des Ewigen tritt uns hier als eine dualistische entgegen: Gottheit und Weltall haben bei verschiedenartigem Wesen gleichen ewigen Werth. Aber durch das Uebergewicht der Gottheit im Abhängigkeitsverhältniß zwischen Gott und Weltall erhält diese dualistische Lehre einen theistischen Accent. Anders verhält es sich mit der philosophischen Vorstellung über das Ewige. In der Philosophie, namentlich der unter christlichen Völkern gepflegten, hat die Vorstellung über das Verhältniß zwischen Gott und Weltall in Bezug auf Ewigkeit und Abhängigkeit dieser beiden eine pantheistische Ausbildung bekommen. Auch hier sind Gottheit und Weltall gleichen ewigen Werthes; aber weiter sind sie auch dem Wesen nach nicht geschieden. Hier sind Gottheit und Weltall, für sich allein bestehend, nicht denkbar; beide sind von einander gleichmäßig abhängig. Ja, beide zusammen machen erst das eine ewige Wesen aus. Das ist die Lehre des eigentlichen Pantheismus, welcher im ganzen Weltall, wie in jedem Theile desselben die Form der Gottheit sieht. Dieser Pantheismus ist die Grundlage des modernen Materialismus, dem die Idee einer Gottheit fremd ist, und welcher daher auch Atheismus genannt wird. Bei Uebertragung der Lehre von dem Abhängigkeitsverhältniß zwischen Kraft und Stoff auf diejenigen Gebiete, welche wir die Gebiete des Geistes nennen, also besonders auf das Denken, mußte nothwendig die Idee der pantheistischen Gottheit in die Idee einer bewußtlosen Kraft im Stoff übergehn. Der Materialismus denkt sich den mit Kraft versehenen Stoff als das einzig Ewige. Er steht damit dem Mosaismus diametral gegenüber. Wenn aber Moses seinen Gott die Welt schaffen läßt, so hat der Stoff des Materialisten noch keinen Gott hervorgebracht. Da dem Menschen im Allgemeinen die Lehre von Gott noch nothwendig ist; so könnte doch auch noch der Stoff zu dieser Geburt sich in einer Lehre bequemen.

In den eben besprochenen Lehren finden wir nach einander besetzt: Gottes Allmacht, indem neben Ihm das Weltall als ewig hingestellt wurde; Gottes Heiligkeit, indem Er mit der Welt ver-

bunden wurde; und endlich Gottes Majestät, indem an Seine Stelle das Weltall gesetzt wurde.

Zunächst haben wir uns über Gottes wahrhaftiges Dasein mit dem Materialismus auseinander zu setzen. Dieser gründet seine Behauptungen auf Beobachtung des Wahrnehmbaren in der Natur. Er kommt bei seiner Beobachtung zu dem umgekehrten Resultat des Apostels Paulus. Während der Materialist behauptet, daß gerade seine Naturstudien ihn Gottes Dasein zu verneinen berechtigen; bezeugt jener Apostel, daß gerade die Naturkenntniß das Wissen von Gottes Dasein Jedem bietet. Halten wir uns recht die Aufgabe vor, welche der Materialist uns gegenüber zu lösen hat. Wenn dieser unfrem Gott das Dasein abspricht, so darf er nicht bloß das Dasein Gottes verdächtigen, oder für unwahrscheinlich ansprechen; sondern er hat die Unmöglichkeit des göttlichen Daseins zu beweisen. Verlangt er von uns den Beweis der Nothwendigkeit dieses Daseins; so verlangen wir von ihm den Beweis der Unmöglichkeit dafür. Nennt er uns dumm ohne den Beweis; so haben wir das Recht, ihn einen Schwindler zu heißen, wenn er seinen Beweis schuldig bleibt: denn der Glaube an Gott ist der heilige Trost des Menschen. Bis jetzt hat noch Niemand Gottes Dasein als für unmöglich bewiesen. Als nicht nothwendig hat man Gott vielfach erklärt; aber auch dieses Nutzlose Seiner Person noch längst nicht bewiesen. Man möge sich doch nicht gleich irre machen lassen, wenn ein renommirter Naturforscher sein Irrlicht über die Gottheit leuchten läßt. Angenommen, derselbe bestzgt den allgemein anerkannten Scharfsinn des Apostels Paulus, und schaut gleich Paulus die Natur an. Paulus thut das schlicht, wie Jedermann; der gelehrte Herr ebenso, und dazu noch vermitteltst solcher Werkzeuge, die seine Sinne schärfen. Wer hat da mehr Berechtigung über das Dasein Gottes ein Wort zu reden? Zunächst keiner von beiden. Auch der Gelehrte nicht; denn so sehr sich auch dieser in die Einzelheiten der Natur vertieft, er kommt dadurch doch nicht zu einer Brücke, welche das mit den Sinnen Wahrnehmbare mit dem durch dieselben nicht

Wahrnehmbaren, also Sinnliches mit Uebersinnlichem verbindet. Der Gelehrte kann nur über das von ihm in der Natur Beobachtete denken und berichten. Er besitzt aber durchaus kein einziges Mittel, das etwa vorhandene Uebersinnliche zu erforschen. Das Uebersinnliche existirt für seine Forschung nicht, wenn es auch existirt. Dazu giebt es häufig Menschen, die, wenn sie sich mit Spezialstudien beschäftigen, Blick und Verständniß für das Gesammte verlieren. Deren Aussagen wären den Paulinischen gegenüber natürlich ganz ohne Werth. Wir nehmen den gleichen geistigen Blick für beide an. Aber der Gelehrte zieht sich selbst eine Grenze für seinen geistigen Blick in das Uebersinnliche. Diese Grenze fällt zusammen mit der Grenze des sinnlich Wahrnehmbaren. Der Gelehrte zwingt seinen Geist diese Grenze nicht zu überschreiten. Dieser Geist im Menschen, der Dem Gottes in demselben ist es, wodurch Paulus in der Natur Gott erkennt, und diesem Geiste legt der Gelehrte Fesseln an. Je tiefer der Gelehrte die Natur, je mehr er dieselbe heller als andere Menschen kennen lernt, um so fester zieht er die Fessel seiner Grenze, die ihn vom Uebersinnlichen abschließt. Sein Wissen über die Natur wird endlich zum Glauben an dieselbe; zum Glauben, welcher die Negation Gottes in sich schließt.

So sehr die gründliche Erforschung der Natur das Verständniß für die Vorgänge in derselben gefördert hat, so wenig hat bis jetzt diese Erforschung das Dasein Gottes mit Nachdruck antasten können. Der Atheist muß sich das selbst eingestehn, daß er auf directem Wege dem Glauben an Gott keinen wesentlichen Abbruch thun kann. Da wählt er denn häufig einen indirecten, aber practischeren Weg, um die Herzen ihrem Gott zu entfremden: er versucht Angaben der h. Schrift als unwahr zu verdächtigen. Er hofft mit Recht bei solchem Gelingen den Herd des Glaubens an den wahren Gott auszulöschen. Wie wenig Werth im Grunde solche Verdächtigungen besitzen, wird dem klar sein, der damit, was wir in der Einleitung über den Werth der h. Schrift ausgesprochen, übereinstimmt. Einer allgemeinen Verdächtigung haben wir hier zu gedenken, und dieselbe

abzuweisen. Es ist die Verdächtigung und Bepöttelung des Wunders in der h. Schrift. Es wird gegen das Wunder angeführt, daß dasselbe den Naturgesetzen widerspreche, und daher unmöglich sei; daß es sich allenfalls in einzelnen Fällen als ein zufälliges Ereigniß erklären lasse. Es muß wohl Jeder zugeben, daß demjenigen, welcher an Gott als den Schöpfer des Weltalls und als den Trost der Menschheit glaubt, es nicht schwer fallen kann, an die Möglichkeit des Wunders zu glauben. Nicht darf zuerst das Wunder, sondern zuerst muß unser Gott angetastet werden; denn Er fällt noch nicht mit dem Wunder, wenn das Wunder mit Ihm fällt. Unser Gott ist nicht bloß unser Schöpfer; Er ist auch unser Trost. Durch das Wunder dokumentirte sich Gott vor den abgefallenen, unwissenden Menschen eben als den allmächtigen Schöpfer und wahren Gott. Es giebt auch wunderbare Geschehnisse, wie z. B. der rechtzeitige Eintritt von Hilfe in großer Noth: wo Gottes Arm nicht immer so deutlich wie im Wunder erkannt wird. Das Wunder ist entweder eine schöpferische That Gottes, und in dem Fall ein Ereigniß, das auch den bestehenden Naturgesetzen widersprechen kann; oder es ist ein Vorgang, dessen Zustandekommen wir nicht beobachten und daher auch nicht beurtheilen können. Ein solches Wunder ist z. B. der Zug der Israeliten durch das rothe Meer. Hier stauten keineswegs günstige Winde die Wogen auf, sondern auf Moses Geheiß bildeten die Wogen Wände, und zwar gegen das natürliche Gesetz der Gewässer, ihren Zusammenhang stetig auszugleichen. Oder hört man es lieber um des Naturgesetzes willen: Gott legte einen Engel in das Meer, und dieser trennte die Kommunikation der Wasser. Die Thatfache des übernatürlichen Eingriffs beim Wunder steht fest; die richtige Einsicht in den jedesmaligen Vorgang ist für die Zeit des sinnlichen Lebens nicht von fördernder Bedeutung. Wir glauben an die Thatfache der Wunder, und sollen daran nicht irdischer Weise deuteln.

Also gerade die Natur ist's zunächst, was uns über Gottes Dasein belehrt. Nicht erst Paulus lehrt davon, daß Gottes Dasein

aus der Natur erkannt werden kann; sondern Viele vor ihm fanden nicht blos Gottes Dasein im Allgemeinen, sondern sogar Gottes Gegenwart an bestimmten Vorgängen in der Natur. So erkannte Elias den barmherzigen Gott im sanften Säuseln des Windes, während seine choleriche Natur Denselben als zürnenden im Sturm erwartete. Man braucht nicht ein Weib oder ein Kind zu sein, oder aus der Köhlerhütte zu treten, um bei erhabenem Anblick der Natur anbetend vor Gott niederzuknien. Wenn die graugrünen Meereswogen an die Küste brausen, da erzählen sie von Gottes Majestät. Und wenn das Meer im Sonnenglanze kaum athmend vor dir liegt, und Himmel und Flut sich an der Grenze deines Blickes umschlungen haben; da erfasset die Sehnsucht zum Gott des Friedens dein wehmüthiges Herz. — Doch der Atheist hat sich eine Grenze gezogen, und die vernichtende Keule, den Abfall von Gott, schwingt er, die innere Stimme, die ihn eigentlich anheimelt, zu zerstören. Auf dem Wege der Gedankenreflexion läßt er den Menschen die Idee Gottes construiren. Jedes Werk hat einen Meister, sieht der Mensch täglich bei den Kunstwerken: Das ist, meint er, die Grundlage für die Idee Gottes, des Meisters der Natur. Aber der Mensch, sieht er, kümmert sich im Glück wenig um seinen Gott; folglich, so schließt er, ist der Mensch zunächst durch die grausigen Vorgänge in der Natur für die Idee eines natürlich zunächst bösen Gottes angeregt worden. Da bei mehreren wilden Völkern die Verehrung einer bösen Gottheit in den Vordergrund tritt, so findet er darin eine deutliche Begründung seiner Behauptung über die Entstehung der Gottesidee. Die wilden Völker sieht er ja als Vorstufen der Kulturvölker an. Damit sagt er allerdings noch nicht, daß jede Vorstufe zur Vollendung gelangen muß. Es ist hier nicht der Ort, diesem Irrthum über das Verhältniß der wilden zu den Kulturvölkern mit eingehender Begründung entgegenzutreten; denn diese Aufgabe ist eine große, die für sich eine lange Arbeit in Anspruch nimmt. Aber wir müssen hier jene Anschauung doch mit

kurzem Wort als Irrthum nachweisen, da sich auf diesen Irrthum auch der von der Entstehungsweise der Gottheitsidee gründet.

Wenn wir die verschiedenen Völker kennen gelernt haben, so finden wir unter denselben begabte und unbegabte Volksstämme. Ein begabter Volksstamm trägt stets in sich die Elemente, welche zur Aufnahme und Entwicklung von Kultur nothwendig sind. Solche Elemente eines Volksstammes zeigen sich in dessen Anschauung von Gottheit und Sittlichkeit und in der Ausbildung der politischen Verfassung. Ein begabtes, noch ursprüngliches Volk betet zu seiner guten Gottheit; ist keusch und gerecht, und besitzt eine Staatsverfassung. Es ist selbstverständlich, dazu bedarf es nicht der Belehrung eines Atheisten, daß ein begabtes Volk durch Aufnahme und Verarbeitung der Kultur zu weiterer Kultur fortschreitet. Ein begabter Knabe hat natürlich weniger Wissen als der begabte Mann. So ist es selbstverständlich auch mit dem begabten Volksstamm. Ja, wie bei den einzelnen begabten Menschen eine besondere denselben eigenthümliche Begabung sich zeigt: es sei in der Beobachtung, oder im Denken, oder Dichten, oder in der Musik u. s. w.; so tritt das auch bei begabten Nationen uns deutlich entgegen. Die Römer haben z. B. nie solche Producte der schönen Literatur und Kunst hervorgebracht wie die Griechen; aber die Römer brachten das römische Recht zu Wege. Dagegen vermochte nie ein unbegabtes Volk in seiner Totalität zur Kultur zu gelangen. Der einzelne Kulturmensch aus solchem unbegabtem Volk hat auch nie ein Kulturvolk durch Vererbung hervorgebracht, sondern ging selbst in dem Kulturvolk, welchem er sich anschloß, unter. Nach solcher Erfahrung ist man noch kurzsichtig genug, sogar in der Affenwelt nach Vorstufen des Menschen zu suchen. Ein schwach begabter Knabe kann niemals ein Dante, Mozart, Göthe, Luther oder sonst ein Heros werden; so wenig kann ein Stamm wie die Papua die Kulturstufe des Europäers erlangen. Die wilden Völker können aus Mangel an Begabung und Sittlichkeit nicht zu Kulturvölkern fortschreiten. Mögen nun die Wilden eine böse Gottheit verehren,

deshalb muß nicht nothwendig eine solche Gottheit die erste Gottesidee des begabten Volkes gewesen sein. Wir besitzen übrigens hinlänglich Dokumente von begabten Völkern, welche gerade das Gegentheil nachweisen. Die begabten Völker haben offenbar ursprünglich eine Ahnung vom unsichtbaren, wahren Gott besessen, verehrten aber eine Vielheit von guten Göttern. Das tägliche Leben belehrt uns aber, daß der Mensch in guten, glücklichen Tagen gerade nicht besonders seines Gottes gedenkt. Daher kann auch die Gottesidee der Kulturvölker nicht in Tagen des Glücks, oder aus lieblichen Naturvorgängen entstanden sein. Die Gottesidee ist dem Menschen überhaupt nicht durch Reflexion gekommen, sondern des Menschen Glaube an Gott ist die unmittelbare Antwort des menschlichen Geistes auf den Anblick der Natur, des Werks des göttlichen Geistes. Es muß nothwendig im Menschen Etwas sein, was diesen Glauben an Gott trägt. Dieses Etwas ist eben der Geist des Menschen. Der Glaube an Gott in der Menschheit ist ein stricter Beweis für das Dasein Gottes. Wäre die Gottesidee durch Reflexion entstanden, sie hätte sich nicht bis jetzt erhalten können: sie wäre nicht eine Macht für den Menschen geworden. Die größte Macht aber in der Menschheit bildet die Gottesidee, der Glaube an Gott. Bei allen Dingen und Verhältnissen, die sich dem Menschen entgegenstellen, wird dieser Glaube angeregt. Hat denn dieser wunderbare Vorgang im Menschen keine beweisende Kraft? Die Anbetung einer Gottheit reicht so weit wie die Geschichte der Menschheit. Nirgends aber lehren weder Geschichte noch Mythe, daß die Gottesidee durch Reflexion entstanden. Die Tradition hat die Gottesidee von Generation zu Generation getragen. Die Quelle aber dieser Tradition liegt im Paradiese. Die Geschichte der Menschheit weist neben der Natur auf das Dasein nicht allein einer Gottheit überhaupt, sondern einer eingreifenden Gottheit hin.

Unsere Arbeit führte zu weit, wenn wir nachweisen wollten, wie die allgemeine Geschichte nur unter dem Begriff eines waltenden Gottes verständlich wird. Darüber lese man unsere Apologeten, die

wir bereits anführten. Aber auf einzelne Vorgänge des Seelenlebens in der Menschheit müssen wir nothwendig hinweisen: auf Vorgänge, welche in der Geschichte aller Völker uns entgegentreten, und überall nur aus dem Dasein einer Gottheit Erklärung finden.

Die Anbetung Gottes lernten wir eben als solchen Seelenvorgang der Menschheit zu allen Zeiten kennen. Wir finden nun diese Anbetung in einer Form besonders ausgedrückt: in der Bitte um Hülfe im Allgemeinen, und um Vergebung der Schuld im Speciellen. Besonders auf diesem Gebetsinhalt beruhen die Errichtung des Altars mit der Darbringung des Opfers und die Idee des Priesterthums. Mit diesen Thatfachen beweist die Geschichte der Völker ein Verlangen der Menschheit nach Versöhnung mit Gott. Aus diesem Verlangen nach Versöhnung geht deutlich hervor, daß die Menschheit sich in einem falschen Verhältnisse zu Gott fühlt. Ja, die Errichtung des Priesterthums beweist sogar, daß der einzelne Mensch sich nicht mehr werth hält, selbst vor Gottes Angesicht treten zu dürfen; daß er dazu eines geheiligten Vermittlers bedarf. Nicht Priester konnten dieses Gefühl der Unwürdigkeit, diese Sündennoth in der Menschheit schaffen, sondern diese Noth schuf die Priester. Dieser große Schrei um Erlösung von Schuld vor Gott kann nicht das Product eingängsteter Einbildung sein; denn die ganze Menschheit ist nicht unsinnig. Die Bitte um Vergebung der Sünde, und der Priester mit dem Opfer des Altars sind lebendige Zeugen für das Dasein des heiligen Gottes. Die Anbetung Gottes ist eine nicht zu versiegelnde Kraft im Menschen, und das Verlangen nach Sühne ist den Gliedern desselben Gesetz. Die Quellen dieses Verlangens nach Sühne in der Menschheit bestehn in der tiefgefühlsten Unfähigkeit der Menschheit die von derselben anerkannte Idee der Sittlichkeit zum vollen Ausdruck zu bringen, und in dem Glauben an einen richtenden Gott, der über Jedermanns Denken und Handeln Rechenschaft fordern wird. Die Idee der Sittlichkeit, der Tugend ist ein vom Menschen nicht zu trennender Vorgang der Seele, und diese Idee giebt Zeugniß von Gott. Wir sehen überall in der

Geschichte die Gottesidee und Tugendidee in Wechselbeziehung zu einander. Die letztere bildet sich unter Einfluß der ersteren aus. Die schönste Ausbildung der Tugendgesetze finden wir bei den Juden, welche den wahren unsichtbaren Gott verehrten. Und wo ist sprudelnder die Quelle der Tugend als im Christenthum? Wir sehn in der Geschichte die gute Sitte und deren Idee sinken und erblaffen mit der Abwendung von der Gottesidee. Andererseits finden wir die Gesetze der Sittlichkeit auf sehr niedriger Stufe bei den wilden Völkern, deren Gottesidee eine ganz entstellte ist. Woher ist denn überhaupt die Idee der Tugend gekommen? Offenbar konnten weder Familie noch Gemeinde oder Staat dieselbe hervorbringen. Im Gegentheil, dieselbe gehörte zu den Bedingungen, welche Gemeinde- und Staatsleben möglich machten. Einzig die Idee Gottes erklärt die Idee der Tugend. Gott ist die Tugend als persönliches Subject; und daher allein konnte eine Idee der Tugend entstehen. Ja, Gott ist die Quelle der Tugend, und die Norm ihrer einzelnen Formen. Wo Er die Form ändert, trifft kein Schade den Menschen; der Mensch aber zerstört sich, wenn er diese Form meistert. Führen wir dafür Beispiele an, um klar zu werden. Jedes Kulturvolk z. B. verabscheut jetzt das Heirathen in die allernächste Blutsverwandtschaft, und doch bestand diese Anschauung ursprünglich nicht. Ja, Niemand kann mehr blutsverwandt sein, als Adam und Eva es waren. Jetzt entfittlicht ein Vergehn gegen das Gesetz, welches Blutsverwandte für die Ehe trennt. Dieses Gesetz hat Gott in die Seelen sämtlicher Völker gelegt. — Wir finden bei den Juden, um ein anderes Beispiel vorzuführen, den Befehl, die ungläubigen Kananiter mit dem Schwerte auszurotten. Wir erkennen es aus ihrer Geschichte, daß sie dieses Gesetz, durch welches sie zu Richtern, ja Scharrichtern von Völkern gemacht wurden, nicht entfittlichte; ja weiter, daß Nichtachtung dieses Gesetzes Entfittlichung bei ihnen zur Folge hatte. Seit der Erscheinung des Herrn Jesus ist dieses Gesetz aufgehoben, und wir sehen nun Entfittlichung da eintreten, wo der Unglaube mit dem Schwert verfolgt wird. Ein

letztes Beispiel führen wir in dem Kannibalismus an. Dieser gründet sich auf das Menschenopfer, welches doch eigentlich der Sünde mehr als ein Thieropfer zu entsprechen scheint. Aber Gott wollte die Menschenopfer nicht, und daher demoralisirt das Menschenopfer bis zum Kannibalismus. Gott eben allein ist die Norm der Tugend.

Das Verlangen nach Sühne beruht, wie wir oben sahen, auf dem Glauben an einen richtenden Gott und dem Bewußtsein einer Schuld vor diesem Gott, die in der Erkenntniß des Mangels an Tugend sich ausdrückt. Das Verlangen nach Sühne beruht also auf Furcht Gottes. Diese Furcht mit ihrem Ausdruck des Sühnopfers redet gewaltig vom Dasein Gottes. Diese Furcht Gottes im Menschen erklärt sich erst vollkommen, wenn auch die Unsterblichkeitsidee der Menschheit berücksichtigt wird. Dieser Glaube des Menschen an die Unsterblichkeit seiner Seele predigt an jedem Sterbelager vom Dasein des lebendigen Gottes. Die Idee der Unsterblichkeit des Menschen ist nicht erst von Plato, wie manche ganz irrthümlich aussagen, gedacht und gelehrt worden; sondern sie ist von jeher das Eigenthum aller Völker gewesen. Wenn es heißt, die wilden Völker verehren nicht Gott, sondern die Schatten ihrer Vorfahren, so glauben solche Völker eben an die Unsterblichkeit. Schon Nimrod wurde von der Sage in den Himmel versetzt, und wir sollen ihn heute noch im Sternbild des Orions bewundern können. In den ältesten Gräbern findet man Waffen und andere Geräthe; doch nicht hineingelegt, damit wir aus dem Stein-, Bronze- und Eisenmaterial der Geräthe auf das Alter der Gräber schließen könnten! Die Idee der Unsterblichkeit spricht aus diesen beigelegten Werkzeugen, wie sie sich heute noch an vielen Orten ausdrückt beim ungebildeten Mann, der Speise auf die Gräber seiner Lieben trägt. Woher kommt denn diese Idee der Unsterblichkeit, wenn nicht im Menschen außer dieser vergänglichen Natur Etwas ist, das ganz anders als dieselbe beschaffen sein muß? Man hat die Idee der Unsterblichkeit als vom Selbsterhaltungstrieb ausgegangen angesehen. Das Selbstbewußtsein, das vor dem Tode als seiner Vernichtung

zittert, suchte in der Idee der Unsterblichkeit dem Selbsterhaltungstrieb zu entsprechen. Der herzliche Wunsch des Wiedersehens unter Liebenden, und Visionen konnten solcher Idee ja weitere Nahrung geben. Aus der phantastischen Idee der Unsterblichkeit konnte sich als Prototyp der körperlosen Seele die Idee eines Gottes bilden, oder doch die Gottesidee weitere Ausbildung erlangen. Dieses Raisonnement stellt der Atheist dem Glauben an die Unsterblichkeit entgegen. Sollte nun ein solcher Atheist es zugeben, daß ein unglücklicher Mensch, welcher der Unsterblichkeitslehre keinen Glauben schenkt, sich den Tod wünschen, und doch sich vor einer möglichen Weiterexistenz fürchten könnte; so wird er diese Furcht aus einer Vererbung der Unsterblichkeitslehre, welche die Vorfahren unter glücklichen Umständen gewählt, und in ihr Gemüth aufgenommen haben, zu erklären suchen. Das Ausrotten der Unsterblichkeitslehre aus dem Gemüth, meint er wohl, könne ebensoviel Zeit wie die Saat und das Aufschießen derselben in Anspruch nehmen. — Die Auferstehung des Herrn Jesus ist eigentlich der deutlichste Beweis für die Unsterblichkeit: denn ein Irrthum konnte über jene Auferstehung nicht stattfinden; und eine Lüge der Evangelisten in Mittheilung derselben läßt sich auf Grund der edeln, wahrhaften Gesinnung dieser Männer bestreiten. Dennoch wollen wir diesen, weil er Endbeweis unsres ganzen Glaubens ist, nicht allein, sondern auch die Unhaltbarkeit der atheistischen Construction, welche wir für die Entstehung der Unsterblichkeitsidee vorführten, für uns reden lassen. Diese Construction ist von einem Menschen, der eben die Unsterblichkeitslehre, gleichviel ob als seinem Wesen eigenthümliche und entsprechende, oder als angeerbte in sich trägt, gemacht. Er findet es daher leicht, wenn das Selbstbewußtsein sich die Unsterblichkeit construirt. Aber man denke sich ein Wesen wie den Menschen, jedoch ohne Idee über und sonder Gefühl für die Unsterblichkeit geboren, unbefangen den Tod beurtheilen. Dieses Wesen könnte gar nicht auf die Idee der Unsterblichkeit kommen; denn es hat für solch eine Idee weder außerhalb seiner noch in sich einen Beweis. Die Visionen aber

kommen bei gesunden Menschen zu vereinzelt vor, um der Grundlage der Unsterblichkeitslehre gedient zu haben. Die Visionen konnten nur dem Menschen, der an Unsterblichkeit glaubte, von Bedeutung sein. Die Unsterblichkeit ist ein Bedürfnis des Menschen, so gut wie Speise und Trank es demselben sind. Da dieses Bedürfnis des Menschen sich schon in der ältesten Geschichte und in den noch älteren Sagen ausprägt, so haben wir gar keinen Anhalt für den Nachweis, daß dieses Bedürfnis einmal in der Menschheit nicht vorhanden gewesen sei. Ein Bedürfnis aber kann nicht Bestand haben, wenn es einer Befriedigung nicht theilhaftig werden kann. Wenn es kein Wasser, also weder in noch außer uns Wasser gäbe, so wäre auch kein Durst vorhanden. Ebenso hätten wir auch nicht das Bedürfnis nach Unsterblichkeit; wenn es kein ewiges Leben außer und in uns gäbe. Schrecklich ist's zu dürsten und ebenso schrecklich wird es dem Geiste sein, wenn er dereinst nicht wird aus der Quelle des ewigen Lebens schöpfen können. Die Quelle des ewigen Lebens liegt natürlich nur im Ewigen. Gott aber allein ist ewig; und auf die Gottesidee weist die Idee der Unsterblichkeit.

Wenn wir die Geschichte im Allgemeinen auch nicht vorführen können, um Gottes Walten zu zeigen; so dürfen wir die Geschichte der Juden, welche ohne den Begriff des waltenden Gottes gar nicht erklärt werden kann, doch nicht unerwähnt lassen. Die Grundlage der jüdischen Geschichte bildet der Glaube an den wahren, unsichtbaren Gott. Es bildet das Volk der Juden eine wunderbare Glaubensoase zwischen den alten großen Kulturreichen. Dieser Glaube an den heiligen unsichtbaren Gott erhielt sich unter den Juden zur Zeit der Freundschaft mit der heidnischen Dynastie Aegyptens; blieb erhalten zur Zeit der Verfolgung Seitens der den Juden fremden Dynastie. Das Wunderbare, das von Gott Zeugniß giebt in der jüdischen Geschichte, ist der Zusammenhang derselben mit dem jüdischen Glauben, die Abhängigkeit der erstern vom letztern. Das Abweichen von diesem Glauben bringt Drangsal über das Volk, die Rückkehr zu diesem Glauben enthebt das Volk wieder der

irdischen Noth. Seit der Verstoßung des Herrn Jesus lebt dieses Volk wieder in Drangsal: in politischer Abhängigkeit und socialer Verfolgung.

Hieran knüpfen wir noch ein Anzeichen für die Wahrhaftigkeit des göttlichen Daseins, obgleich dieses Anzeichen sich der allgemeinen Beachtung und Anerkennung leicht entzieht. Es ist der Gottesfriede, welchen nur derjenige, der Jesus von Nazareth anbetet, besitzt. Ruhe ist wohl sonst auch zu finden, zauberische Ruhe und Apathie; aber glückseligen Frieden haben wir nur da wahrgenommen, wo der Glaube an die Erlösung des Gottmenschen Jesus Christus im Herzen lebte. Es ist wahrlich der Mühe werth, einen Gläubigen als Beobachtungsobject für Gottes Dasein zu suchen. Man wird finden, daß solch ein Mensch nicht unsinnig, sondern gottselig ist.

Doch Gottes Dasein ist nicht bloß wahrhaftig, sondern auch heilig. Das heißt: Gott ist weder des Weltalls Geist noch dessen Kraft, sondern steht erhaben über dem Weltall, seinem Werk. Wenn Gott und sein Gesetz im Weltall identisch wären; dann hörte des Menschen persönliche Sittlichkeit auf: es gäbe dann eben nur eine göttliche. In dem Fall aber könnte keine Unsittlichkeit bestehn, es wäre Alles Sittlichkeit, weil Gesetz in Ihm. Dann hätten Despotismus und Liberalismus, wie Humanität und Kannibalismus gleiche Berechtigung. Da wir nun eine Gleichberechtigung dieser thatsächlich in der Menschheit erschienenen Gegensätze nicht zugeben können; so müßte Gott, wenn immanent der Natur, eine Entwicklung durchmachen. Die Entwicklung reimt sich aber nicht zum Begriff des Ewigen. Das Ewige kann nur Etwas in sich Geschlossenes, Festes, Unveränderliches sein. Der Begriff der Ewigkeit führt zu einer Gottheit, die nicht allein von der Natur unabhängig ist, sondern auch über dieselbe herrscht. Gott allein ist ewig; denn die Materie verändert sich beständig, geht stetig Entwicklungsphasen durch. Selbst die Annahme unveränderlicher Atome kann die Materie nicht neben Gott zur Ewigkeit erheben. Die Materie kennen wir, und wir haben an ihr erkannt, daß sie weder unendlich groß, noch

unendlich klein sein kann. Sie ist begrenzt. Das Unbegrenzte kann also nicht von dieser Natur sein. Aber das Unbegrenzte deckt das Ewige. Dieses unbegrenzte Ewige nennen wir Gott. Ist die Materie aber nicht ewig, so ist sie ein Werk des Ewigen: denn aus Nichts kann nicht Etwas hervorgehn. Nur die Macht des unbegrenzt Ewigen kann Zeit und Grenze setzen.

Aber die Gewißheit für die Erkenntniß des ewigen Gottes wird erst dann ein fester Besitz, wenn wir an den dreieinigen Gott der heiligen Schrift glauben. Da redet der wahre, unsichtbare Gott. Dieser ist unser und der einzige Gott. —

## Zweite Abtheilung.

Das Wort ist der Ausdruck, die Gestalt der Idee; im Wort erst wird die Idee erkennbar. Der Inhalt des Wortes ist dem der Idee vollständig gleich; so daß Idee und Wort sich wie zwei Dreiecke von gleicher Beschaffenheit decken. Die Idee erkennt sich selbst im Wort. Der Inhalt der Idee ist Geist, also auch der des Wortes derselbe Geist. Wo aber die Idee sich zum Wort gestaltet, da ist Gedanke. Der Gedanke geht hervor aus Idee und Wort, wird aus diesen beiden erkannt. Sein Inhalt ist derselbe Geist wie in Idee und Wort. Zergliedern wir die Eigenthümlichkeit dessen, was wir Geist nennen, nach Willen, Kraft und geistiger Vertiefung; so finden wir den Willen besonders in der Idee, die Kraft im Wort und die geistige Vertiefung im Gedanken sich kund geben. Was die Idee will, und das Wort ausdrückt, macht der Gedanke verständlich.

Der Geist ist nicht Materie, wird Jedermann zugeben. Aber vom menschlichen Geiste, meinen die Materialisten, derselbe sei eine Summe von Kräften der Materie. Der Ausdruck Geist wird von jenen als abstracter Begriff angesehen, sie gestehen dem Geiste keine eigenthümliche Wesenheit zu. Wir lassen hier die Betrachtung des menschlichen Geistes bis auf Weiteres bei Seite, und wenden uns dem Geiste Gottes zu. Gott, fanden wir, ist nicht die Materie.

Diese besteht durch Seinen Willen. Gottes Wesen muß ein anderes sein, als das der Materie. Die Materie ist begrenzt nach Raum und Zeit; Gott aber ist ewig, und durchdringt Alles. Die Materie ist den Gesetzen ihrer Kräfte unterworfen, Gott aber waltet nach freiem Willen. Die Materie wird von uns vermittelt der Sinne wahrgenommen; Gott kann aber auf solche Weise nicht vernommen werden. Die Materie hat ihren Bestand nicht in sich, sondern ist die Schöpfung Gottes. Gott allein hat das Leben in Sich Selbst. Gottes Wesen nennen wir nun Geist. Gott ist Geist, Gott ist der Geist. Aber wir glauben weiter an Gott als den Dreieinigen. Einen anderen Gott giebt es nicht. Gottes Wesen besteht aus drei gleichen Wesen, deren Inhalt der Geist ist. Wie die Idee im Wort sich fand, so findet sich Gott, der Vater im Sohne; und wie der Gedanke das Resultat von Idee und Wort war, so ist der heilige Geist der ewige Ausgang von Vater und Sohn. Dieses Bild von Idee, Wort und Gedanke leitet uns an, wie wir etwa die Dreieinigkeit unsres Gottes aufzufassen haben. Durch den Liebeswillen des Vaters, durch die Macht des Sohnes und die lichte Klarheit des heiligen Geistes ging die Schöpfung hervor. Im Glauben erkennen wir, daß das Weltall aus Nichts durch Gottes Wort geschaffen ist. In demselben Glauben erkennen wir es auch, daß Gott ein dreieiniges Wesen ist. So gewiß das Dasein Gottes ist, so gewiß ist die Dreieinigkeit Seines Wesens. Ueber die Dreieinigkeit Gottes lehrt die Natur nichts; über dieselbe belehrt der heilige Geist diejenigen, deren Sehnsucht Gott ist, und welche sich aus ihrer Sündennoth allein durch Gott befreien lassen. Wenn wir nun weiter von Gott reden, so meinen wir den wahren dreieinigen Gott. — Von diesem Gott bin ich, durch diesen Gott bin ich von Sünde, Tod und Teufel erlöst; in diesem Gott allein habe ich Frieden. — Die h. Schrift lehrt weiter, daß die Schöpfung speciell durch den Sohn Gottes hervorging. Ueberall wird in der h. Schrift unser Blick auf Jesus von Nazareth gelenkt. So wollen wir auch beim Ausdruck Gott dem Unglauben gegenüber noch speciell des an einem Freitag auf Golgatha für unsre Sünden gestorbenen, und am

Dem morgigen um unserer Herrlichkeit willen auferstandenen Jesus von Nazareth, als unseres Herren gedenken.

Wenn wir jetzt näher auf den Schöpfungsbericht der h. Schrift eingehen, so haben wir vor Betrachtung der einzelnen Schöpfungstage auf Grund dieses Berichts zuvor die diesen Tagen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zu besprechen. Wir haben uns zu verständigen über den Meister, des Meisters Arbeit und die Dauer dieser Arbeit.

### Der Meister der Schöpfung.

Moses lehrt, daß Gott Himmel und Erde geschaffen. Er setzt die Kenntniß Gottes, ja den Glauben an diesen Gott voraus. Moses spricht zu dem von ihm aus Aegypten geführten Volke Israel, und will sagen: Der Gott, an welchen dieses Volk glaubt, derselbe, der sich Abraham, Isaak und Jacob offenbarte, derselbe Gott, welcher Israel aus der ägyptischen Drangsal in's Land der Verheißung führt, ist der Schöpfer des Kosmos, und damit der Herr aller Wesen und Dinge: also auch aller angebeteten Götter der Heiden. Auf die Offenbarung des Schöpfungsberichts hin sollte sich des schwachen Menschen, des Israeliten Vertrauen auf den wahren, starken Gott stützen. Wird nun auch das Dasein Gottes als ein selbstverständliches eingeführt; so wird doch auch der zwingende Beweis für das Dasein Gottes in der Schöpfung als der göttlichen Arbeit gegeben. Aus dieser Arbeit aber, welche der Bericht uns vorführt, lernen wir schon in festen Umrissen die göttlichen Eigenschaften kennen, die uns das Wesen Gottes vom Wesen der Kreatur zu trennen lehren. Gott steht als der ewig Heilige, — d. h. ewig Unvermischte, Reine, — dem Anfang des Kosmos gegenüber. Gottes Allmacht wird erhaben über die Kraft der Materie dargestellt, indem die Materie, auch nachdem sie den Anfang durch Gott bekommen, doch nur durch Gottes weitere Arbeit vollendet wird. Es ist also der Kosmos abhängig von Gott, dem Herrn. Endlich wird auch die göttliche Liebe zur Kreatur einmal in der Sorgfalt

der göttlichen Arbeit, und dann in der Mittheilung göttlichen Wesens an die Kreatur im Menschen vorgeführt.

### Die Arbeit des Meisters.

Gottes Arbeit ist das Weltall; das Ziel dieser Arbeit ist das letzte Werk, der Mensch. Diese Arbeit ist nicht das Werk eines Momentes; sondern sie geht in sechs Zeitabschnitten, und zwar in der sicht- und meßbaren Schöpfung zum höchsten Werk fortschreitend ihrer Vollendung entgegen. Mitgetheilt sind aus dieser Gottesarbeit vorzugsweise diejenigen Werke Gottes, welche der Mensch messen und wägen kann; und unter diesen wiederum eingehender diejenigen, welche dem Menschen am Nächsten liegen. Ueber Werke, welchen der natürliche Mensch mit seiner Forschung nicht folgen kann, wie über die Schöpfung der Engel, läßt Gott uns nichts sagen. Daß Moses aber die Schöpfung der Engel, deren Existenz ihm sehr gut bekannt war, nicht bespricht, ist ein Zeugniß dafür, daß sein Wort ein Wort Gottes und nicht eig'nes Kalkül ist. Moses hätte in einem Berichte seiner Phantasie es wol schwerlich zu unterdrücken gewußt, der Schöpfung der Engel einen passenden Platz im Sechstagswerk anzuweisen.

Es ist aber die Gottesarbeit im Sechstagswerk in Betreff ihrer Priorität vor allen Gotteswerken unter zwei auseinandergehenden Anschauungen gedeutet worden. Eine Gruppe der Forscher nimmt an, daß im Sechstagswerk nur eine Regeneration, eine Umbildung in einem Theil früherer göttlicher Schöpfung, und zwar in unsrem Sonnensystem stattgefunden habe; die andre, daß im Sechstagswerk Alles, was Existenz besitzt, geschaffen worden ist. Wir bekennen uns zu der letzteren Auffassung, welche wir auch weiter in der h. Schrift ausgedrückt finden. Jene Forscher, welche eine Regeneration eines Theiles der Schöpfung, des Weltalls im Sechstagswerk annehmen, und eine recht anziehende Vorstellung ihrer Ansicht geben, wie in Kurz's Bibel und Astronomie zu lesen ist, sind zu ihrer Auffassung zunächst durch die Mittheilung von anfänglich chaotischer

Erde geführt worden. Gott konnte am Anfang nur schön geschaffen haben, meinen dieselben. Folglich, schließen sie weiter, muß ein Grund der Erdverwüstung vorgelegen haben. Diesen Grund finden sie nun im Abfall des Teufels, welcher der Fürst der Erde gewesen sein muß. Dessen früheres Fürstenthum auf Erden erscheint ihnen ferner darin begründet, daß nach Erschaffung des Menschen auch gleich der Teufel in der Schlange erscheint. Sie denken sich also den ruinirten Fürsten noch in der Nähe seines alten Besitzes, welchen derselbe nach der Renovirung wieder zurückerobert. Kurz findet auch zur Begründung jener Regenerationstheorie, daß der Urtext das Prädikat der Erde nicht wüst sondern verwüstet nennt.

Da der mosaische Schöpfungsbericht der Engelschöpfung nicht erwähnt, im Hiob aber die Engel mit den Morgensternen Gott um die Grundlegung der Erde loben, und Gott auch als der Schöpfer der Finsterniß in der h. Schrift bezeichnet wird, so hat die eben vorgeführte Ansicht einen anziehenden Hintergrund. Danach also hätten schon vor dem Sechstagswerk der Fixsternhimmel und die Erde mit ihren Bewohnern in Blüthe bestanden. In Folge des Abfalls des Teufels und seiner Genossen hätte Gott die Erde, als den Wohnsitz dieser Kreaturen, finster und öde gemacht, und aus dieser verwüsteten, ersten Erde im Sechstagswerk unser Sonnensystem mit der gegenwärtigen Erde geschaffen. Auch die Erscheinung unsres Herrn Christus als Licht in die gewordene Finsterniß der Welt giebt eine Analogie für die Erscheinung des Schöpfungslichts in die verordnete Finsterniß der früheren Welt. Aber die h. Schrift giebt uns nirgends eine wirkliche Veranlassung zu einer derartigen Auffassung des Schöpfungsberichts. Den Teufel treffen wir im Himmel, von wo derselbe hinausgeworfen werden soll. Fürst der Erde, sehn wir ihn dadurch werden, daß er den von Gott bestimmten Fürsten der Erde, den Menschen überwindet und unterjocht. Die Entwicklung der Schöpfung aber vom geringen Anfang bis zum höchsten Ziel hat ja die tiefe Bedeutung, daß dadurch gerade die Kreatur ihr von Gott verschiedenes Wesen zu erkennen vermag. Die Schöpfung

der Engelwelt wird ungezwungen in's Sechstagswerk versetzt; und loben konnten die Engel als Geschöpfe des Sechstagswerk den lieben Gott bei Gründung der Erde sehr gut, da diese im Sinn des von uns bewohnten Weltkörpers und noch mehr des Festlandes erst am dritten Tag gegründet wurde. Wir meinen mit unsrer Auffassung dieses Gegenstandes die Vorstellung der heiligen Schriftsteller über denselben wiedergegeben zu haben, und dieser Auffassung gemäß werden wir das Sechstagswerk besprechen. Ein Dogma von Bedeutung für das Heil liegt in derselben nicht, und auch wir hoffen nach der Auferstehung klar darin zu schauen.

Wir haben in der Arbeit des Sechstagswerks bei Berücksichtigung des Arbeiters zweierlei Arbeit zu unterscheiden: einmal die Arbeit Gottes, und dann die Arbeit des Geschaffenen, der Kreatur. Die Arbeit der Kreatur fällt damit zusammen, was für gewöhnlich Entwicklung genannt wird. Von der Arbeit Gottes aber handelt Moses Bericht. Die Arbeit der Kreatur wird indeß auch angedeutet, denn sie ist ja das Resultat der göttlichen. Freilich wird die Arbeit der Kreatur uns nicht im Detail vorgeführt; die Gesetze, welche Gott in die Natur legte, und welche die Bedingung der kreatürlichen Arbeit sind, werden uns nicht genannt. Gott hat eben auch hier dem Forschungstrieb des Menschen nicht vorgegriffen. Wir dürfen, können und sollen nach jenen Gesetzen zum Lobe Gottes und zu unsrem Nutzen forschen. Aber wir sollen nie diese Gesetze an seine majestätische Stelle setzen; und das eben lehrt auf's Eindringlichste das erste Kapitel der h. Schrift. Nicht blos die Entstehung, sondern auch die Entwicklung des Weltalls bis zum vollendeten Resultat ist von Gott. Wenn Gott der Natur Arbeitskraft gegeben hat: etwa einem Mineral die duftende Rose zu nähren oder Moses die Aegypter zu züchtigen, so soll man nicht Mineral und Moses an seine Stelle setzen, wie es die Heiden in Verblendung und die Materialisten im Dünkel thaten und thun.

Der Schöpfungsbericht, welcher die Arbeit Gottes in dem thätigen göttlichen Willen und dem Resultat desselben zeigt, stellt die

Schöpfung Gottes in majestätischen Bildern dar, in welchen der Mittelpunkt vom Willen Gottes gebildet wird. An jedem neuen Tage findet besondere neue Gottesarbeit statt. Ohne die neue Gottesarbeit kann die Natur keine neue Arbeitskraft bekommen, sich nicht weiter entwickeln. Er konnte es gewiß auch anders machen, aber Er wollte es nicht anders. Wir verstehen hierin, daß Er uns damit lehren wollte, Er sei die Quelle aller Kraft. — Wir finden, daß an jedem Tagesbilde, an jeder Tagesarbeit Gottes sich mehr oder weniger leicht zwei Abschnitte erkennen lassen: die Nacht- und Tagarbeit Gottes. Die Arbeit des ganzen Tages zerfällt in eine niedere oder dunklere, und höhere oder lichtere, wie die ganze Arbeit gering beginnt und mit dem schönsten Werk abschließt. Es gilt das von der sichtbaren Schöpfung, welche wir beurtheilen können. In Betreff der unsichtbaren enthalten wir uns des Urtheils; führen nur an, daß Gott am ersten Tage neben der ungeformten irdischen Masse den lichten Himmel schuf, während Er am letzten Tag im Menschen unsichtbares Licht mit dem Stoff vereinigte. — Bei den einzelnen Tagen werden wir die Nacht- und Tagarbeit an denselben kennen lernen.

### Die Arbeitsdauer.

Bisher haben wir noch kein Zeitmaaß für die Entwicklungszeit des Weltalls in den einzelnen Schöpfungstagen gefunden; und so lange wissen wir auch nicht zu sagen, wieviel Erdjahre zurück der Anfang der Schöpfung zu setzen ist. Die h. Schrift belehrt uns, daß die ganze Schöpfung in sechs Tagen vor sich gegangen ist. Der Ausdruck des Tages in der Schöpfungszeit ist vielfach besprochen worden: ob dieser Tag einen Zeitraum von 24 Stunden ausgemacht habe, oder ob derselbe nach größeren Zeitmaßen gemessen werden müsse. Früher wurde der Schöpfungstag im Sinne unseres Erdtages aufgefaßt. Doch die größte Zahl der gegenwärtigen Schriftforscher hat sich mit den Naturforschern vereint, die Schöpfungstage als viel längere, noch nicht näher zu bestimmende Zeiträume anzusehn. So-

viel steht zunächst jedenfalls fest, daß es dem Willen und der Macht Gottes frei stand, das Weltall in eben so vielen kleinsten wie größten Zeittheilen, in Secunden oder Säculen zu schaffen. Wenn wir es nun auch wissen können, wie Gott es thun konnte, so können wir es doch, wie er es wirklich gethan hat, nicht anders wissen, als wenn Er es uns sagt. Er hat es aber gesagt, daß Er an je einem Tage neu geschaffen hat, und überall wird in der h. Schrift unter diesem Tage ein Erdentag verstanden. Wir haben also keine Veranlassung anzunehmen, daß dieser Tag kürzere oder längere Zeit als 24 Stunden gedauert habe. — Halten wir fest an unserer Theilung der Schöpfungsarbeit in Gottes-Arbeit und Arbeit der Natur; und ferner daran, daß der Schöpfungsbericht eigentlich nur die Gottesarbeit und deren Erfolg anführen will, so kann es uns weiter nicht auffallen, wenn jener Bericht auch nur von der Dauer der göttlichen, welche den Impuls zur Arbeit der Kreatur giebt, spricht, und die Dauer der kreatürlichen Arbeit nicht einmal andeutet. Die Entwicklungsdauer der Natur kann eine viel längere als 24 stündige gewesen sein. Ja Alles spricht dafür, daß der Schöpfungstag, welcher auch die Entwicklung der Natur in sich schließt, ein nach großen Zeiträumen zu messender gewesen sei. Diese Zeiträume zu messen, gehört entschieden zu den Aufgaben der Naturforschung.

Die Schöpfungstage zerfallen also in eine 24 stündige Zeit der Arbeit Gottes und in eine noch nicht berechnete der natürlichen Entwicklung. Für die lange Entwicklungszeit des Weltalls spricht einerseits dringend die Naturforschung, andererseits, finden wir, steht auch die h. Schrift dieser Auffassung nicht entgegen. Durch die Naturforschung wissen wir, daß die Erdkruste aus einer Menge Schichten besteht, die mit ihren Versteinerungen einst lebend bestandener animalischer und vegetabilischer Wesen sich nur im Verlaufe großer Zeiträume gebildet haben konnten. Bis zum Erscheinen der Säugethiere haben öfters mehr oder weniger verbreitete Veränderungen auf Erden stattgefunden, wobei große Massen von Thieren untergegangen sind. Diese konnten sich nicht in einem Tage von einem Paar zu

solcher Anzahl vermehren. Die Erdschichten lassen sich unter andern Umständen, als die gegenwärtigen sind, wol schneller entstanden denken, als ihre Bildung zu unsrer Zeit vor sich geht; jedoch diese Massen erzeugter lebendiger Wesen deuten auch dem besangenen Sinne die Schöpfungstage als große Zeitläufte.

Auch die Kenntniß von der Lichtbewegung und der Entfernung anderer Weltkörper von der Erde fordert dieselbe Deutung der Schöpfungstage: denn wir sehn jetzt am Himmel Sterne und Nebelflecken, von denen aus das Licht zu seinem Laufe bis zur Erde bedeutend mehr Zeit nöthig gehabt hat, als wir uns das Alter des Weltalls früher dachten. — Aber auch die h. Schrift selbst widerspricht solcher Deutung nicht; ja wir finden, sie räumt derselben Berechtigung ein. So finden wir in der Feier des 7ten Jahres, wie es vom Gesetze Moses neben der des 7ten Tages angeordnet ist, eine Deutung der Dehnbarkeit des Schöpfungstages. Weiter wissen wir vom Teufel, daß derselbe dem ersten Menschenpaar bereits in der Schlange entgegentritt; wissen aber auch aus der h. Schrift, daß er einst ein Engel des Lichts, Lucifer gewesen ist. Es ist doch schwer, die Schöpfung, die Blüthezeit, den Abfall und die für uns schmählische Erwerbung der Erdherrschaft dieses Engelsfürsten in den Lauf von sechs Erdentagen zu verlegen. Wir lesen endlich im 2ten Kapitel der Genesis, daß für den Menschen speciell noch Gewächse geschaffen werden, die früher nie auf Erden gewesen waren. Es ist nicht denkbar, daß darauf aufmerksam gemacht worden wäre, es seien diese Gewächse früher nicht dagewesen, wenn drei Tage früher die Pflanzenwelt überhaupt erst entstanden war. Es macht diese Erzählung den Eindruck, daß zwischen der Schöpfung der Pflanzen des 3ten und der des 6ten Tages eine lange Zeit gelegen habe. Kurz hat dieselbe Stelle für den Erweis einer früheren, anderen Erde benützt. — Auch vom philosophischen Standpunkt können wir die Entwicklungszeit des Weltalls in den Schöpfungstagen nur als eine von langer Dauer annehmen. Es war pädagogisch nothwendig, daß sich die erschaffene Welt so entwickelte, daß

sie sich selbst als entwickelte erkennen konnte. Denn die Entwicklung der Welt ist ein Zeugniß dafür, daß dieselbe nicht von Ewigkeit her besteht, und nicht das Leben aus sich selbst hat. Zur Erkenntniß der Entwicklung aber mußte der Gang dieser Entwicklung ein deutlicher, daher also ein langdauernder sein.

Diese unsere Scheidung der Arbeitsdauer Gottes von der Arbeitsdauer der Kreatur könnte Manchem dunkel erscheinen, wenn er später bei Besprechung der einzelnen Tage findet, daß nicht allein zwischen die einzelnen Tage der Gottesarbeit, sondern sogar in dieselben sich die Entwicklung des Weltalls schiebt. Zur Erhellung unsrer Auffassung betonen wir es nochmals, daß die h. Schrift nur von der Dauer der Gottesarbeit redet, und die Entwicklung des Weltalls nicht bespricht, und bitten zu beherzigen, daß auch Myriaden von Jahren der kreatürlichen Entwicklung nur einen nichtigen Werth gegen eine einzige Sekunde göttlicher Arbeit besitzen.

Nach dieser allgemeinen Verständigung können wir uns dem Inhalte der einzelnen Schöpfungstage des Sechstagswerks zuwenden.

### Das Sechstagswerk.

#### Der Schöpfungsbericht. (Genesis Cap. 1. 2.)

Cap. 1. 1. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. 2. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. 3. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. 4. Und Gott sahe, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsterniß. 5. Und nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. 6. Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern; und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. 7. Da machte Gott die Feste, und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah also. 8. Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag. 9. Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an sonderer Orten, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. 10. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sahe, daß es gut war. 11. Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame; und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen eignen Samen bei ihm selbst auf Erden.

Und es geschah also. 12. Und die Erde ließ aufgehn Gras und Kraut, das sich besamete, ein jegliches nach seiner Art; und Bäume, die da Frucht trugen, und ihren eignen Samen bei sich selbst hatten, ein jeglicher nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war. 13. Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag. 14. Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. 15. Und seien Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden. Und es geschah also. 16. Und Gott machte zwei große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. 17. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde, 18. Und den Tag und die Nacht regierten, und schieden Licht und Finsterniß. Und Gott sahe, daß es gut war. 19. Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag. 20. Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren, und mit Gevögel, das auf Erden unter der Feste des Himmels flieget. 21. Und Gott schuf große Wallfische, und allerlei Thiere, das da lebet und webet, und vom Wasser erregt ward, ein jegliches nach seiner Art; und allerlei gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war. 22. Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet das Wasser im Meer, und das Gevögel mehre sich auf Erden. 23. Da ward aus Abend und Morgen der fünfte Tag. 24. Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art; Vieh, Gewürm und Thier auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschah also. 25. Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war. 26. Und Gott sprach: Laß uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden krecht. 27. Und Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf Er ihn; und schuf sie ein Männlein und Fräulein. 28. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und macht sie euch unterthan . . . . 30. . . . Und es geschah also. 31. Und Gott sahe an Alles, was Er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.

Cap. II. 7. Und Gott der Herr machte den Menschen aus dem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. 21. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und nahm seiner Ripben eine, und schloß die Stätte zu mit Fleisch. 22. Und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Ripbe, die Er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. 25. Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib . . . .

Die h. Schrift lehrt also in ihrem Schöpfungsbericht, daß Gott dem Weltall nicht allein überhaupt das Dasein gegeben, sondern auch dessen mannigfaltige Entwicklung und Vollendung gelenkt hat. Es wird im Sechstagswerk hauptsächlich von der Schöpfung des mit den Sinnen wahrnehmbaren Weltalls gesprochen. Wir sehn hier die Materie von Gott erschaffen werden, und dieselbe nur unter Gottes weiterer Schöpfung der Vollendung entgegengehn. Gott konnte gewiß die Materie auch mit solchen Gesetzen begabt erschaffen, daß dieselbe aus sich selbst bis zur Vollendung sich hätte weiter entwickeln können. Aber Er wollte in Verhältniß zu seiner Schöpfung treten, und in diesem Verhältniß bleiben; denn Er schuf aus Liebe. An sechs Tagen greift Er mit seiner Arbeit in die der Natur ein, bis Er die letztere so weit vollendet hat, daß dieselbe vor Seinem Auge schön, ja bis sie selbstständig geworden. Unsere Aufgabe ist nun die, bei jedem göttlichen Eingriff nachzuweisen, daß der Naturvorgang an den einzelnen Schöpfungstagen ohne diesen göttlichen Eingriff nicht möglich war, indem die Natur in sich keine Fähigkeit besaß, solche Vorgänge aus sich selbst hervorzubringen. Wenn wir diese Aufgabe gelöst, dann sprächen, den Atheisten anklagend, die Vorgänge an der Natur in den sechs Tagen der Schöpfung für die Nothwendigkeit des göttlichen Daseins.

### Der erste Tag.

Dieser enthält das von Gott gesetzte Dasein eines vom göttlichen unterschiedlichen Wesens, des Himmels und der Materie, und weiter daran sich knüpfende Arbeit.

Die begrenzte, veränderliche Natur des Weltalls schließt die Ewigkeit und damit den Bestand desselben aus ihm selbst aus. Da nun aus Nichts nicht Etwas entstehen kann; so setzt das Dasein des Weltalls für seine Existenz ein Wesen anderen Inhalts als des eigenen voraus: ein Wesen, das den Bestand in sich selbst hat, und die Macht besitzt, durch seinen Willen das Dasein anderen Wesens zu schaffen. An diesem Tage beginnt nun der Anfang eines anderen

Wesens als das des göttlichen durch den Willen Gottes. Gott setzt seinem Wesen gegenüber die Kreatur mit einem Ihm nicht ähnlichen Wesen. Der Inhalt der geschaffenen Kreatur ist nicht der Seines Wesens. Die Kreatur ist nicht Emanation, Ausfluß oder Gezeugtes, sondern Geschöpf Gottes; nicht ein nothwendiger Ausgang aus Gott, sondern der thatsächliche Ausdruck Seines freien Willens. Dieser Tag belehrt uns also auf das Unzweideutigste über die Stellung der Kreatur zu ihrem Gotte. Diese Stellung ist eine vollständig abhängige; denn die Kreatur hat ihre Existenz durch Gott und nicht aus Ihm. Sie besteht nur durch Ihn, und hat keinen Bestand ohne Ihn. — Raum und Zeit treten der Unendlichkeit und Ewigkeit gegenüber: Die abhängige Entwicklung steht dem absoluten Willen gegenüber. Aber auch schon hier zeigt es sich, daß dieser Wille ein Liebeswille ist; denn Gott setzt Sich in Verhältniß zu Seiner Kreatur. Er arbeitet an deren Entwicklung vom ersten Tage an.

Trennen wir jetzt die Nacharbeit von der des Tages, so finden wir:

1) für die Nacharbeit: Entstehung von Himmel und Erde aus Nichts durch Gottes Wort, und das Schweben oder Brüten des göttlichen Geistes auf dem Wasser;

2) für die Tagesarbeit: die Hervorbringung des Lichtes und die Scheidung von Licht und Finsterniß.

#### Die Nacharbeit.

Gott schuf Himmel und Erde. Wir verstehen unter dem Himmel des ersten Tages nicht denselben, welcher am zweiten Tage angeführt wird. Der Fixsternhimmel ist an Material offenbar unsrer Erde ganz nah verwandt, und daher gewiß mit letzterer aus einer Urmasse gebildet. Unter Himmel an dieser Stelle verstehen wir die unsichtbare, unserer Forschung unzugängliche Welt. Derselben wird eben nur hier als zur Schöpfung gehörig erwähnt, und über dieselbe weiter nichts als ihre Schöpfung durch Gott ausge-

sprochen. Aus anderen Stellen der h. Schrift nehmen wir an, daß die Engel dahin gehören; und wissen, daß es nur wenigen Menschen, wie Moses und Paulus vergönnt gewesen ist, durch den Heiligen Geist einen Blick in diese der irdischen Kreatur fremde Welt zu thun. Unter Erde verstehn wir hier das in seine Theile noch nicht geschiedene, sicht-, maß- und wägbare, materielle Weltall, welches in seinem Urzustande den Namen Erde: einmal der Verwandtschaft wegen mit dem irdischen Stoff, und dann wol auch, um schon hier die später hervorragende Stellung unserer Erde im Universum anzu- deuten, erhält. Die Ausbildung der Form unserer gegenwärtigen Erde findet am 3ten Tage statt; nachdem dieselbe am 2ten Tage von der übrigen Masse als eigenthümlicher Körper abgetrennt worden.

Folgende zwei Gesichtspunkte begründen unsre Ansicht gegen- über denen, welche unter Himmel und Erde den Gesamtausdruck für den Stoff verstehn, somit also Himmel und Erde des 1sten Tages nicht als unter sich geschiedene Gebilde annehmen. Erstens wissen wir die Schöpfung des Satans nur in die Arbeit des 1sten Tages unterzubringen; denn vom Satan heißt es, er sei von Anfang an ein Lügner, Mörder, Dieb u. s. w. gewesen. Auch ist er offen- bar im Hiob unter dem, von welchem es heißt: er ist der Anfang der Wege Gottes, gemeint. Von „Anfang an“ an jenen Stellen kann nicht mit Entstehung des Satans identificirt werden; weil derselbe aus Gottes Hand nicht als Mörder und Lügner hervor- gegangen ist. Dieses „von Anfang“ kann nur auf den Ursprung der Schöpfung, auf den ersten Tag weisen. Es macht auch sonst noch in der h. Schrift den Eindruck, als ob der Teufel zu den Erst- lingen der Schöpfung gehöre. Die unsichtbare Schöpfung mag in einer ganz anderen Ordnung als die sichtbare geschaffen sein.

Die andere Begründung finden wir in der Stelle „und es war finster auf der Tiefe“. Die Erde ist's, die in der finstern Tiefe liegt. Es giebt demnach auch eine Höhe als Gegensatz der Tiefe. In diesem Gegensatz der Tiefe sehen wir die unsichtbare Welt, den

Himmel, der seinen Namen später auch der sichtbaren Höhe, dem sichtbaren Himmel übertrug. Ja, wir glauben annehmen zu dürfen, daß die Engel schon vom Beginn der sichtbaren Schöpfung ihrem Gott bei seinen Werken dienen und Ihn loben durften.

Ein schwer wiegender Einwand kann hier gegen unsre Auffassung vom Himmel mit der in die Nachtzeit fallenden Arbeit des lichten Himmels gemacht werden. Wenn die Tiefe finster genannt wird, so mußte ihr Gegentheil, die Höhe, licht sein. Wie rechnet nun Gott die Schöpfung dieser lichten Höhe zur Nachtarbeit? Darauf haben wir Folgendes zu erwidern. Es wird uns ja eigentlich nur die sichtbare Schöpfung mitgetheilt, und diese beginnt, sich an das Nichts anschließend, mit der Nacht. Mit Finsterniß wird die Materie zunächst umgeben. Es ist das Bild vollständiger Unfähigkeit, aus sich selbst weitere Entwicklung zu ermöglichen. Wenn Gott nun doch die lichte Höhe mit in die Nachtarbeit rechnet, so meinen wir, daß Er das in Hinblick auf den in dieser lichten Höhe stattgehabten diabolischen Abfall gethan hat.

Werfen wir nur einen Blick in die Tiefe auf die schöpferischen Vorgänge an der Materie.

Dieselbe ist wüß, leer, finster und flüßig. Die Kosmogonie der Forscher weicht nach Laplace's Vorgang von diesem Bilde des materiellen Anfangs ab. Dieselben nehmen für die ersten Vorgänge an der Materie zuerst die Gasform, dann den Feuer-, also leuchtend flüßigen, und zuletzt den kaltfesten Zustand an. Diese Kosmogonie der Gelehrten drückt jedenfalls nicht den Urzustand der Materie aus; sie beginnt offenbar mit der Erscheinung des Lichts, welches wir als die erste Morgenschöpfung Gottes kennen. Die Autoren dieser Ansicht hätten aber, und namentlich bei Verathung mit der h. Schrift, auch den Zustand der Materie vor Erscheinung des Lichtes beurtheilen können. Wir wollen das kosmogenetische Bild der ersten Nacht, wie es von der h. Schrift gezeichnet wird, zu begründen suchen.

Sämmtliche Stoffe besitzen bei ihrer sonstigen größeren oder

geringeren Differenz der Eigenschaften doch auch Eigenthümlichkeiten, die bei ihnen allen ausnahmslos vorkommen, so daß wir uns gezwungen fühlen, nach einem Urstoff zu suchen. Eine Menge Forscher haben gesucht, und suchen eben noch nach diesem Urstoff und der Urkraft desselben. Eine solche Eigenschaft aller Stoffe ist z. B., um die eklatanteste zu nennen, die Schwere. Es giebt keinen Stoff, der nicht sein Gewicht hätte. Jedermann weiß es jetzt besser als Aristoteles, weiß es so gut wie Galiläi und sein Schüler Torricelli, daß die Luft Gewicht hat. Sollte es Einer aber nicht wissen, derselbe brauchte nur, um zur Erkenntniß seines Irrthums zu kommen, einmal denkend die Flügel der Windmühle im Winde sich drehn, und den Vogel in der Luft sich schaukeln zu sehen. Hätte die Luft kein Gewicht, so wären die Windmühlen umsonst gebaut, und die Schwingen dem Vogel nur zum Prahlen gewachsen. Ja, diese Verwandtschaft differenter Stoffe fordert die Annahme eines ehemaligen Urstoffes. Aber, seitdem das Licht erschienen, kann es keinen Urstoff mehr geben; denn das Licht übt eine mächtige differenzirende Macht auf den Stoff aus; und wir, die wir im Lichte leben, suchen vergeblich nach dem Urstoff. Wir müssen denselben jenseits der ersten Lichterscheinung auffuchen. Dieser Urstoff konnte nur flüssig sein: die anziehenden und abstoßenden Kräfte in ihm mußten sich das Gleichgewicht halten. Es waren ja Licht und Wärme nicht da, um den Stoff in Gas zu wandeln; und es war auch keine Veranlassung zur Bewegung da, welche etwa vorhandener Kälte die Krystallisation gestattet hätte. Auch setzten die späteren complicirten Verbindungen den Stoff in flüssigem Zustande voraus. Die Kräfte des Urstoffes waren latent. Wir wollen hier ein Bild davon zu entwerfen versuchen, wie wir uns die ersten Vorgänge bei der Materienbildung denken. Gott schuf die Materie mit ihrer Kraft als flüssigen Urstoff mit latenter Kraft oder latenten Kräften. Die Ruhe des Todes, die Ruhe der ersten Nacht lag über und in der Materie. Kein chemischer Vorgang belebte, keine physikalische Bewegung störte die Stille der ersten Nacht. Der flüssige Stoff war wüst, leer und

finster. Aber der Geist Gottes arbeitete an diesem flüssigen Stoff. Zuerst gab er dem Stoff mehrere allgemeine Eigenschaften, was den Uebergang zur Differenzirung des Stoffes in seine Arten ausmachte. Derselbe vermochte selbst unmöglich Arten aus sich zu bilden. So wenig aus Nichts Etwas, kann aus Einem ein Anderes oder Zweites werden. Zu solchem Vorgange mußte Gott eingreifen. Die h. Schrift sagt: Der Geist Gottes brütete auf dem Wasser. Ob Gott damals auch die Atomentheorie Seiner Schöpfung einpflanzte, läßt sich erst dann mit Sicherheit aussprechen, wenn diese Theorie jeden Zweifels spottet. Wir nehmen an: Er that es. Er band die Eigenschaften der Materie an von Ihm bestimmte kleinste Theile derselben. Er zersplitterte nämlich den ganzen Urstoff in von uns noch nicht gemessene kleine Theile, die wir Atome nennen, um mit diesen kleinsten untheilbaren Theilen Großes aufzubauen. In diese Theilchen legte Er die für die Materie bestimmten Kräfte. Aber noch standen die Kräfte im Gleichgewicht, und in Ruhe lag wie ungetheilt der ganze flüssige Stoff. Am Schluß der Nacht bereitete Gott die Stoffarten. Das sind die Elemente. Er sonderte nach ihren Atomen Stoffgruppen vom Urstoff, und gab diesen Stoffgruppen besondere Eigenschaften, welche eine Verschiedenheit der Stoffarten ausmachten. So entstanden die Elemente. Einen elementären Stoff, ein Element nennen wir einen solchen Stoff, der nie zu einem andern wird, und als Atom keinen andern Stoff in sich schließt. Wol kann ein Element sich mit einem andern, und auch noch complicirter eng verbinden; so daß es in der Erscheinung eines dritten Stoffes an Stelle der beiden verbundenen untergegangen zu sein scheint. Allein wir wissen es jetzt, daß das eben nur Schein ist: wir können das in Verbindung getretene Element aus seinem scheinbaren Untergange, seiner Verbindung wieder in seiner elementären Reinheit ausscheiden. Das Gold z. B. ist ein solches Element. Vergeblich ist daher alle Mühe gewesen, Gold aus einem andern Element herzustellen; denn kein Element geht in ein anderes über. Solche die Elemente auszeichnenden Eigenschaften

finden wir z. B. in einer Veränderung des Gewichts. Gott bestimmte für die Atome einer Stoffart ein anderes Gewicht als für die Atome einer anderen. So ist z. B. das Gewicht des Goldes ein anderes als das des Silbers, und das Gewicht des Ixtern verschieden von dem des Eisens u. s. w. Kein Element hat mit einem der anderen ein gemeinsames Gewicht. Die Elemente haben aber noch viele andere Eigenschaften, welche sie von einander unterscheidbar machen. Die Naturwissenschaft lehrt davon. Ueber die Eigenschaft der Affinität werden wir später sprechen müssen. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß auch die Form, speciell die Krystallform, ein solches unterscheidendes Merkmal der Stoffe ist. Aus dem Urstoff gingen durch Gottes Willen die elementaren Stoffe, die Stoffarten hervor. Der Urstoff als solcher existirt daher nicht mehr, weil seine Theile in sich verschieden geworden sind. Darum ist es ein vergebliches Unternehmen, nach Urstoff und Urkraft zu suchen.

Aber der Urstoff, auch schon in seine Elemente gespalten, befindet sich in der ersten Nacht noch in Ruhe. Es ist diese jetzt die Ruhe des Schlafes, über welchen der ewige Geist seine Flügel gebreitet. Noch war das Licht nicht geschaffen, und lebendige Bewegung in die Elemente nicht gesetzt. Der erste Impuls zu dieser Bewegung, die auswählende Anziehung der Stoffe untereinander, die Affinität derselben erscheint erst mit dem Lichte. Wie Moses bisher Alles wie im Tode liegend, öde und finster gesehen; so hat er auch noch nicht Gottes Stimme gehört. Gott schweigt brütend, Seine Arme deckend über der schweigenden Natur. Dieser erste Zustand der Materie ist an sich ein graufiges Todesbild. Aber wir blicken doch mit froher Hoffnung auf dasselbe; denn der Geist Gottes schwebt über dem Wasser. Wir nennen noch heute einen Stein todt; aber verglichen mit dem Dasein des Stoffs in der ersten Nacht, ist er voll Leben. Er trägt in sich das Leben des ersten Morgens, da Gott sprach: „es werde Licht!“ und es licht ward.

## Die Tagesarbeit.

Die Hoffnung auf den Geist Gottes hatte nicht getäuscht. Die Stimme Gottes rauscht über dem Wasser: „es werde Licht!“ Die Quelle des Lebens senkt Licht und Leben in die finstere, ruhende Masse. Die Stimme Gottes ruft das Licht hervor, und knüpft an dasselbe alles Leben in der Natur. Mit der Erscheinung des Lichtes ist auch das Leben der Materie herangereift. Die Kräfte, welche das Leben dieser Materie ausmachen, sind eng verbunden mit dem Dasein des Lichtes, und das Licht tritt wiederum in Abhängigkeit dieser Kräfte. Ohne das Licht konnten diese Kräfte nicht frei werden, und ohne diese Kräfte kann das Licht nicht bestehen. Sie sind einander Bedingung geworden, nachdem das Licht die Erscheinung dieser Kräfte bedingt hatte. Sehen wir uns um nach dem Wesen des Lichtes und der Lebenskräfte der Materie. Was ist das Licht? Wir wissen es noch nicht sicher zu definiren. Wir kennen aber die Bedingungen, unter welchen es sich Geltung schafft. Durch Vibration des Weltäthers tritt das Licht in Erscheinung und Kraft. Das Licht wird als ein Vorgang, der unter bestimmten Bedingungen sich an den Stoffen geltend macht, und vermittelst des Weltäthers als Erscheinung zur Wahrnehmung kommt, aufgefaßt. So tritt die Lichterscheinung an die Metalle, wenn dieselben bis zu einem bestimmten Grade erhitzt werden. Das ist Jedem, der in einer Schmiede das glühende Eisen gesehen, bekannt. Helleren Schein geben bei Verbrennung bestimmte Gase, wie das Leuchtgas. Doch das Leuchten des Letzteren wird übertroffen vom Wasserstoffgas, wenn dasselbe in frei gewordenen Sauerstoff verbrennt. Allein dieser Glanz wird dunkel, wenn neben ihm das electrische Licht einen festen Körper licht macht. Es ist jetzt weithin bekannt, daß man beim electrischen Magnesiumlicht auch die grüne und blaue Farbe unterscheiden kann. Gewiß ist das Licht eine Erscheinung. Aber es könnte doch ebenso gut wie die Electricität an einen unwägbaren Stoff gebunden sein. Gewiß aber ist das Licht der

Sonne an einen bestimmten Stoff unter besonderen Verhältnissen gebunden: entweder an denselben unwägbareren Stoff wie auf Erden, der auf der Sonne sich unter abweichenden Bedingungen befindet; oder an einen Stoff, der auf Erden gar nicht vorhanden ist. Kein Licht auf Erden hält einen Vergleich mit dem Strahl der Sonne aus. Auch das hellste irdische Licht, das electrische Magnesiumlicht, wirft Schatten gegen die Strahlen der Sonne. Man bedenke dabei, von welcher Entfernung das Sonnenlicht kommt, und daß das Licht sich um das Quadrat seiner Entfernung abschwächt. Wenn also die Sonne etwa 20 Millionen Meilen von der Erde entfernt ist, so muß jeder Lichtstrahl der Sonne auf Erden um 400 Billionen Mal schwächer als eine Meile vor dem Lichtherde der Sonne erscheinen. Das Sonnenlicht giebt aber nicht bloß leuchtende, sondern auch erwärmende und electrificirende Strahlen. Die Strahlen vor den leuchtenden erwärmen ohne zu leuchten, und die Strahlen der Sonne nach dem letzten leuchtenden, dem violetten Strahl haben electrische Eigenschaften. Spricht das Alles nicht für einen besonderen Stoff, welchen die Erde nicht, oder doch nicht unter denselben Bedingungen besitzt, und an welchem die Erscheinung des Sonnenlichtes gebunden ist? Welche Macht dieses Licht für die Vegetation hat, ist weithin bekannt. Aber wir wissen auch von manchen Elementen, daß dieselben erst im Sonnenschein die Eigenschaft bekommen, sich mit andern Stoffen verbinden zu können. Z. B. das Chlor verbindet sich, im Dunkel frei geworden, mit keinem andern Stoff. Sobald es aber vom Strahl der Sonne getroffen wird, geht es, und dann auch im Dunkel Verbindungen ein. Also vor dem Licht konnten keine Chlorverbindungen sein, konnte es kein Kochsalz geben.

Wir meinen, daß Gott im Licht eine, und zwar die erste Stoffart, an welche Er die Erscheinung des Lichtes band, gebildet hat. Wir denken uns den Hergang beim Anbruch des Lichtes folgendermaßen. Gott setzte den Lichtstoff in die ganze finstere Masse, imprägnirte die Materie damit, und, indem Gott den Weltäther durch die Materie hindurch ausbreitete, fing die flüssige Masse zu leuchten an.

Aber mit dem Lichte wurde auch die Affinität in den Elementen erregt. Diese verbanden sich und erhitzen die Masse, welche nun durch die Wärme der chemischen Vorgänge und Lichtstrahlen glühend flüssig wurde. Diese Affinität ist eine große Gabe Gottes an die Natur. In der Affinität besteht das Leben der ganzen anorganischen Natur, und ohne dieselbe gäbe es auch keine organischen Körper. Die Affinität der Stoffe ist ihre eigenthümliche, gegenseitige Anziehung. Mit dieser Kraft wurde die Stellung der Stoffe, die sie zu einander im Weltall besitzen sollten, vollendet. Die Stoffarten waren damit ausgebildet. Die Stoffe ziehen sich, um sich zu vereinigen, nach bestimmten Gesetzen an, und wir können unter ihnen nach ihrer gegenseitigen Anziehung zwei allgemeine Gruppen unterscheiden. Die eine verhält sich zur andern in ähnlicher Weise wie die männlichen und weiblichen Individuen der Organismen. Wie zur Bildung der electrischen Erscheinung zwei electrische Ströme, die wir den positiven und negativen Strom nennen, nothwendig sind; so treten auch die Stoffe nur zusammen, wenn der eine Affinität positiv und die des andern negativ ist. Die Metalle verhalten sich zu einander positiv; sie gehn keine Affinitätsverbindung unter sich ein. Die Metalle verbinden sich mit den nicht metallischen Stoffen. Die nicht metallischen Stoffe verbinden sich allerdings auch unter einander; doch tritt dann stets der eine Stoff mit positiver, der andere mit negativer Affinität auf. Bei der Verbindung der Stoffe durch ihre Affinität entsteht ein dritter Stoff, der verschieden ist von den Elementen, welche sich verbanden. Dieser dritte, nicht mehr elementare Stoff, welcher so selbstständig geworden, daß er sich weiter wie ein Element durch Affinität verbinden kann, läßt sich wieder in seine elementaren Grundbestandtheile, die ihm den Ursprung gaben, zerlegen, wodurch seine Existenz aufhört. Auch die Organismen lassen sich zerstören, und aus denselben scheiden wir die anorganischen Bestandtheile aus; aber die Eltern des Organismus werden dadurch nicht hergestellt. Die Eltern der anorganischen Verbindungen gehn in ihren Kindern auf; die Eltern der Organismen bleiben selbstständig. Die Be-

deutung dieses wesentlichen Unterschiedes zwischen anorganischer und organischer Verbindung wird sich Jedem, der später mit uns das Leben als einheitliche Kraft auffaßt, selbst aufdecken. Dieser eigenthümlichen Wahlverwandschaft der Stoffe, ihrer Affinität nachzuspüren, ist die Aufgabe der Chemie. Die Kenntniß von dieser Affinität ist von durchgreifendem Einfluß auf das menschliche Denken, und für das Gewerbe des Menschen geworden; daher wollen wir die Eigenheit derselben demjenigen, welcher der Naturwissenschaft fern steht, klar zu machen suchen. Die Affinität vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen. Jeder Stoff z. B. verbindet sich mit anderen Stoffen unter bestimmtem Gewicht oder Rauminhalt. Diese Eigenthümlichkeit läßt sich am Besten aus der Atomentheorie erklären. Das Natrium verbindet sich mit derselben Gewichtseinheit mit Chlor zu Kochsalz, wie mit Sauerstoff und Schwefelsäure zu Glaubersalz. Diese Regelmäßigkeit ist ganz erklärlich, wenn das Atom des Natriums einen bestimmten Werth hat. Es ist hier nicht die Aufgabe, die Gesetze der Affinität zu verfolgen; wir wollen nur noch anführen, daß zur Verbindung der Stoffe nach Affinität dieselben nicht fest sein dürfen. Es muß also nothwendig ein flüssiger Zustand der Weltmasse dem festen vorausgegangen sein, und wir finden in der h. Schrift diese Anschauung als Thatsache ausgesprochen. Eine sehr große Rolle aber bei der Affinität spielt das Licht, und hier besonders seine violette Farbe und die darauf folgenden electrischen Strahlen desselben. Am Chlor zeigt sich das besonders deutlich. Indeß ist es noch mehr bekannt, wie der heissame Höllestein von Natur weiß im Sonnenlicht zum schwarzen Stein mit schrecklichem Namen wird.

Mit dem Licht beginnt der Morgen der Schöpfung, mit demselben eben auch deren Leben. Die Elemente verbinden sich mit Krachen, und verursachen durch den Akt ihrer Verbindung Wärme und Hitze. Festgewordene Stoffe schmelzen, und werden tobend zu Gasen, die brüllend anliegende Stoffe auseinandersprengen, daß dieselben, weit von einander getrennt, abgesetzt werden. Es ist ein

stürmischer Kampf und lautes Ringen unter den Elementen entstanden. Die Stimme des ersten Tages donnert aus der Natur lebendig durch den Weltraum und die Engel Gottes jauchzen in frohlockenden Chören: „und es ward Licht!“

Aber damit ist die Arbeit Gottes für diesen Tag noch nicht beendet. Gott scheidet noch das Licht von der Finsterniß. Das ist ein wichtiger Act; denn mit demselben wird die Möglichkeit, leuchtende und nicht leuchtende Körper zu bilden, gegeben. Es wird freilich allgemein behauptet, daß die Sonne, weil noch in flüssiger Glut, leuchte; daß dieselbe sich aber einmal wird abgekühlt haben, und starr und nicht leuchtend sein. Nach unsrer Voraussetzung braucht das Letztere niemals einzutreten. Wir nehmen an, die Sonne werde vom Lichte in einem Lichtstoff, welcher auch Wärme giebt, umgeben, und so lange die Bedingungen vorhanden sind, welche diesen Lichtstoff erhalten, wie er ist, leuchtend bleiben, und ihren glühend flüssigen Zustand behalten. Es ist wol wahrscheinlich, daß sich Sonnenkörper und Sonnenlicht in ihrer gegenwärtigen Existenz bedingen. Jedenfalls, meinen wir, muß ein besonderer Grund dafür vorliegen, daß die Sonne noch kein starrer Körper ist. Ihre verhältnißmäßig kleinere Oberfläche als die der Planeten scheint uns das nicht ausreichend zu erklären; es giebt ja auch große dunkle Körper im Fixsternenraum. Wir sehn diesen besondern Grund in der Lichthülle, Photosphäre der Sonne. Gott schied also das Licht, nachdem es seine Schuldigkeit gethan, aus der Materie, in die Er es gesetzt, wieder aus. Dieses Ausscheiden konnte so vor sich gegangen sein, daß die Lichthülle um die ganze große Masse in bestimmter Entfernung blieb; oder so, daß die Lichthülle in eine seitliche Entfernung von der Masse gesetzt wurde. Wir sprechen uns für die erste Anführung aus, denn so konnte das Licht noch vor Achsendrehung der Masse gleichmäßig auf dieselbe wirken. Aber Achsendrehung war offenbar noch nicht gesetzt. Der Lichtstoff wurde also dem Inhalte der Stoffmasse entzogen, und dieser als mehr oder weniger entfernte Hülle beigegeben. Viel Bewegung ist schon in

die Materie durch die Affinität der Stoffe gesetzt; aber es ist diese Bewegung keine geregelte, keine ordnungsmäßige. Die geregelte Bewegung ist die Arbeit späterer Zeit.

Unter dieser Scheidung des Lichtes von der Finsterniß mag noch ein anderer großer, unseren Sinnen nicht zugänglicher Act verstanden sein. Wir können denselben nicht beleuchten, aber doch andeuten. Der Satan war abgefallen, und Gott schied die Wesentlichkeit des Satans und der Genossen desselben von derjenigen der Ihm treu gebliebenen Engel; wenn Er den Satan auch noch nicht ganz aus dem Himmel ausschied. Aber die schwarze Seele des Satans wurde nun ganz offenbar gegenüber der lichten Gottheit. Doch wurde auch schon ein örtlicher Unterschied, wenn auch für die Zukunft bereitet. Es wurde der Ort des anderen Todes für immer vom Licht des Himmels getrennt.

Die Arbeit des ersten Tages ist mit der Abscheidung des Lichtes von der Finsterniß beendet. Es wird wieder Abend, und beginnt damit die Arbeit des zweiten Tages.

### Der zweite Tag.

Am ersten Tage hatte Gott den Stoff in Elemente und Atome gesondert, und die kleinsten Theile des Stoffes durch Vermittelung des Lichtes zu einander in Verhältniß und Bewegung gesetzt. Am zweiten Tage findet eine Trennung des Stoffes in einem anderen Sinne statt. Es werden größere Stoffmassen durch geregelte Bewegung weit von einander getrennt. Diese großen Stoffmassen, die Weltkörper, und unter ihnen denn auch unsere Erde, erhalten die bestimmte Stellung zu einander im Weltraum. Ja die Erde erhält eine besondere Position, indem sie der Gesamtheit der übrigen Körper gegenübergestellt, und zwischen beide der Himmel geschoben wird. Der Ausbau dieser Körper findet jedoch an diesem Tage noch nicht statt. Die Arbeit dieses Tages trennen wir folgendermaßen:

1) die Nacharbeit besteht in Zertheilung der Urmasse in die großen Weltkörper;

2) die Tagesarbeit in Errichtung des Himmels und in Bestimmung der gesonderten Stellung der Erde gegenüber den andern Weltkörpern mittelst des Himmels.

### Die Nacharbeit.

Gott zertheilte die Materie in große Theile, wobei die Lichtmasse entweder zunächst unberührt blieb, oder was unserem Denken mehr entspräche: jeder grobe Stofftheil erhielt seinen Lichtantheil. Im ersteren Fall hätte Gott dann am vierten Tage die Lichtmasse vertheilt; im zweiten, für welchen wir uns aussprechen, weil wir die Lichthülle um die ganze Stoffmasse gelagert annahmen, hat Gott am vierten Tage die Bedingungen, welche der Leuchtkraft der einzelnen selbstleuchtenden Körper das Maas geben, bestimmt. Diese Zertheilung der Materie schloß auch ein Entferntstellen der Theile von einander in sich, denn dieselben sollten gewissermaßen Individuen ausmachen. Bisher besaß der Stoff keine derartige Bewegung, welche ihn in große Massen zu sondern, und diese von einander zu entfernen vermochte. Dazu bedurfte es eines neuen göttlichen Eingriffs. Heute erregte Gott solche Bewegung. Eine Bewegung, welche eine Zertheilung flüssiger Materie möglich macht, kennen wir in der Rotation der Himmelskörper um die eigene Achse. Aber uns scheint aus zwei Gründen diese Bewegungsart bei der ersten Zertheilung nicht mitgewirkt zu haben. Erstlich hätten dann alle Körper leuchtende Hüllen haben müssen, wenn die leuchtende Hülle bei der Rotation dem abfliehenden groben Massentheil gefolgt wäre. An unserem Sonnensystem, das sich durch Rotation gebildet hat, sehen wir, daß die leuchtende Hülle bei dem rotirenden Centralkörper geblieben ist. Aber ein noch triftigerer Grund nöthigt uns, bei unserer Anschauung zu beharren, ja selbst dann, wenn wir die Mitbewegung des Lichtes gar nicht berücksichtigen. Wir nehmen mit der Naturforschung an, daß die Planeten unseres Sonnensystems sich durch Rotation der Sonne abgelöst haben. Hier finden wir nun, daß nach vollendeter Ablösung der Planeten vom Centralkörper, dieser

noch einen gewaltigen Körperinhalt behalten hat. Der Körperinhalt der Sonne übertrifft die Summe der Körperinhalte sämtlicher Planeten um 700 Mal. Wenn die erste Zertheilung ebenfalls durch Rotation stattgefunden hätte, so müßte nach Analogie unseres Sonnensystems eine enorme Centralsonne in unserem Fixsternsystem vorhanden sein. Diese zöge dann die übrigen Fixsterne an sich, und um sie drehte sich der ganze Fixsternhimmel. Eine solche enorme Sonne ist aber nicht gefunden, und könnte sich doch den gegenwärtigen Mitteln unserer Meister in der Astronomie kaum entziehen. Unsere Sonne gehört wahrscheinlich zu den größten Weltkörpern. Die erste Zertheilung der Urmasse in Sonnenkörper geschah daher vermuthlich durch Kernbildung. An ein Zer Sprengen der Masse ist wol kaum zu denken. Doch auch zu dieser Kernbildung bedurfte es eines besonderen Eingriffs Gottes. Wir wollen uns den Gang der Weltenbildung vorzeichnen, um Klarheit in die Vorgänge desselben zu gewinnen. Als Gott das Licht in die Materie legte, entstand eine so große Glut in derselben, daß sämtliche Stoffe schließlich in Gasform übergingen, und den Raum, welchen Gott für den Weltenraum bestimmt hatte, anfüllten. Indem nun Gott das Licht aus der Materie zog, und dieselbe nur damit umhüllte, wurde die Glut geringer, der Ausdehnung der Gase Schranke gesetzt, und die Möglichkeit einer Kernbildung geboten. Diese mußte zuerst an der Peripherie stattfinden, weil der Druck der Stoffe gegen den Schwerpunkt des Centrums eine alle Kernbildung störende Glut im Centrum hervorbrachte. Ohne Gottes Eingriff wäre dadurch eine glühend flüssige Oberfläche als Kernbildung entstanden. In dieser Form hätte sich die Urmasse für immer erhalten müssen. Es findet nun das nicht statt, daher nöthigen uns die Thatfachen im Weltall an einen Eingriff Gottes bei der Weltenbildung festzuhalten. Es bildeten sich zunächst nach einem unerforschten Kerngesetze Gottes große Kerne in condensirter Gasform. Diese große Kernbildung schritt von der Peripherie zum Centrum, wobei jeder Kern einen Theil des Lichtstoffs für sich als Umhüllung in Anspruch nahm. Wir

denken uns, daß Gott den Kernen eine rotirende und Fortbewegung gab, und damit wesentlich die Zertheilung der Urmasse bedingte. Diese erste Kernbildung gab das Material für die Fixsternsysteme, von denen wir nur eins, und zwar das, welches wir des Nachts in seinen Sternen und Sternbildern wahrnehmen, näher kennen; während die anderen Fixsternwelten uns nur als Nebelflecke des nächtlichen, klaren Himmels bekannt sind. Nach demselben Gesetz, wie Gott das Material ganzer Weltssysteme aus der Urmasse bildete, schuf er aus diesem Material die großen Sonnenkörper, wie unsere Sonne und die funkelnden Fixsterne. Diese großen Körper sind also nicht durch Rotation, sondern durch Kernbildung geschaffen. Es bedurfte bei Bildung derselben keines neuen Bewegungsgesetzes. Diese großen Sonnenkörper gaben durch Rotation Veranlassung zu weiterer Körperbildung. Jedoch blieben die durch Rotation gebildeten Körper ohne Lichthülle. Wir unterscheiden zwei Abschnitte in der Weltkörperbildung: einen Zeitabschnitt, der die Perioden der Kernbildung der Weltssysteme und deren Sonnen enthält, und einen, welcher die Epochen der Rotationsbildung der Planeten und deren Monde umfaßt. In der Rotationsperiode ist unsere Erde als eins der letzten Glieder unserer Sonne entstanden. Bei einzelnen Sonnenkörpern scheint sich wol noch zur Zeit der Kernbildungsperioden eine kleinere Masse mit der ganzen Lichthülle vom Sonnenkörper abgelöst zu haben, so daß sich ein kleinerer leuchtender um einen größeren finsternen Körper bewegt. Im Ganzen sind solcher Fälle wenige bekannt; aber freilich sind diese auch schwer aufzufinden. Unsere Sonne hat rotirend eine Menge Planeten, und von diesen haben wiederum mehrere ihre Trabanten, wie die Erde den Mond abgegeben. Die genaueren Bedingungen, welche außer dem ursächlichen Moment, der Rotation, noch zur Bildung dieser Körper nothwendig waren, kennen wir nicht. Wir wissen, daß einzelne Planeten mehrere Monde, andere keinen Mond haben. Die Bestandtheile der Planeten und Monde sind uns noch viel zu wenig bekannt, um unsere Forschung unterstützen zu können.

Aus all dem Gesagten ersieht man, daß die h. Schrift der Laplace'schen Theorie der Weltbildung nichts entgegenstellt als die Mahnung, daß Alles Gottes Werk sei. Zugleich aber merken wir auch, wie lückenhaft noch unsere Kenntnisse sind, um eine unantastbare Theorie über die Scheidung der Materie in ihre Theile zu geben. Ueber die Bildung der Kometen wissen wir nichts zu sagen. Aber das Dasein derselben hat die wichtige Bedeutung für uns, daß wir an ihrer Erscheinung unsere Annahme bestätigt finden: es kommen im Weltraum nicht bloß Stoffe, welche unseren wägbaren gleichen, sondern auch solche, welche uns einen Weltätherstoff, einen electrischen und wol auch Lichtstoff anzunehmen berechtigen, vor.

Wir fühlen uns zu ohnmächtig und übernehmen es daher nicht, die Vorgänge dieser Nacht zu schildern. Dieselben spotten unserer Phantasie. Der Donner in den Wolken und Schlachten verhält sich wol geringer zum Laut dieser Nacht als das Zirpen einer einsamen Grille zum Toben des Sturmes, der den Gischt des wogenden Meeres gegen die steile Felswand peitscht. Aber wenn wir, im Schooße Gottes geborgen, den letzten der Tage sehn und hören werden: dann wird uns die Majestät dieser zweiten Nacht vor die Seele treten.

### Die Tagesarbeit.

In der Trennung der Massen war die Vorbereitung für den Himmel gegeben. Gott zertheilte die große Urmasse in viele kleinere Körper nach bestimmten Gesetzen, die zum großen Theil mit der Bewegung zusammenhingen. Die Zertheilung der Masse und Massen, wie die Entfernung derselben von einander wurden wahrscheinlich durch dasselbe Gesetz der Schwere, der Anziehung begrenzt. Durch dieses Gesetz wurde schließlich die Ordnung, welche Gott, der Herr, für das Weltall bestimmt hatte, hergestellt. Als diese Ordnung vollendet war, nannte Gott den weiten Raum, der unsere Erde von den übrigen Körpern trennte, den Himmel; und wurde dieser sichtbare Himmel mit seinen zahllosen Körpern von Gott dem

Körper, welchen Er Erde nannte, gegenübergestellt. Wir denken uns als die Tagesarbeit Gottes vorzüglich die Abtrennung der Erde von der Sonne, und damit die Herstellung des Unterschiedes zwischen Erde und Himmel gesetzt. Eigentlich wird von Moses als Werk dieses Tages nur das, was wir als Tagesarbeit eben bezeichneten, hervorgehoben. Gott läßt uns damit sagen, daß er schon bei Bereitung der Erde noch mit besonderer eigener Arbeit in die bereits geschaffenen Vorgänge der Natur eingegriffen; und daß Er, der König des unsichtbaren Himmels, die Erde mit dem sichtbaren Himmel umgeben hat; damit die Bewohner der Erde es lernen, und daran denken sollen, daß der Himmel sie umgiebt und schützt. Diese Tagesarbeit Gottes schließt die erste Verheißung für die Erde in sich. Hier tritt uns zum ersten Mal Gottes freie Auswahl entgegen, wie wir einer solchen in der h. Schrift später öfters z. B. bei der Wahl Abrahams, Jacobs und des Volkes Israel begegnen. Wir erkennen es jetzt, daß diese freie Auswahl ihre Bestimmung stets aus der Zukunft des Gottesohnes in's Fleisch und der zukünftigen Herrlichkeit des Menschen genommen hat. Die bevorzugte Stellung der Erde liegt nicht in einer imposanten Macht im Weltraume, sondern darin, daß die Erde den Stoff für den Leib des göttlichen Meisters und Seines Erwählten, des Menschen gegeben hat. Daher jubeln, wie im Hiob erzählt wird, die Engel Gottes und die Morgensterne bei der Gründung der Erde. Der Verfasser des Hiobliedes konnte bei seinem starken Bewußtsein vom Glend des Menschen auf Erden nicht ein Jubeln der Engel bei Gründung solch eines Jammerthales voraussetzen. Er hätte die Engel Thränen vergießen lassen; wenn nicht eben eine ganz besondere freudige Hoffnung, die sich auf dieser Erde vollziehen sollte, all seinen Jammer in Luft verwandelt hätte. „Christ ist erstanden!“ ist unser Jubelruf von einem Ostermorgen zum anderen.

Dieser Jubelruf tönt schon durch den Morgen des zweiten Tages, da die Erde aus der Sonne hervorging, und der Himmel sich um sie breitete.

### Der dritte Tag.

Von keinem der anderen Weltkörper wird uns darüber Mittheilung gemacht, wie sich ein solcher gestaltet, und welches Leben sich auf demselben entfaltet hat. Es genügt uns zu wissen, daß auch die anderen Weltkörper durch Gottes Arbeit vollendet wurden. Am dritten Tage wird uns gezeigt, welche Arbeit Gott bei der Gestaltung und ersten Belebung der Erde gehabt hat. Wir trennen hier:

1) die Nachtarbeit, in welche die Bereitung der Erde im engsten Sinne des trocknen Landes und die damit verbundene Scheidung von Wasser und Land fällt; von der

2) Tagesarbeit, welche die Entstehung des ersten organischen Lebens auf Erden in Hervorbringung der Pflanzen zum Gegenstande hat.

#### Die Nachtarbeit.

Wir finden nach der h. Schrift zu Beginn des dritten Tages die Erde in Gestalt eines Meeres. Ueberall ist die Erde ein weites Meer, und kein Leben, kein Wechsel unterbricht die eintönige Wasserwüste. Bis hierher hatte sich also die Erde nach Lostrennung von der Sonne den der Materie bereits gegebenen Kräften gemäß gestalten können.

Nach der h. Schrift war zur Ausbildung des Festlandes eine neue Arbeit Gottes nothwendig. Die Scheidung von Land und Meer konnte nur unter theilweiser Erhebung der Erdrinde über das Niveau des Meeres stattfinden. Gott hatte der Materie bereits soviel Kräfte für den Aufbau des Trocknen gegeben, daß es schwer ist, das neue Gesetz, ohne welches der Aufbau sich nicht vollenden konnte, zu erforschen. Wir meinen eben, daß Gott nicht blos die Vertheilung von Land und Wasser gesetzmäßig ordnete, sondern daß Er auch ein neues Gesetz, nach dem sich der feste Boden erhob, in die Materie legte. Wir wollen hier die Wirksamkeit dieses Gesetzes

nachzuweisen versuchen, wenn wir auch nicht so tiefe Einsicht in dasselbe haben gewinnen können, daß wir es genau zu formuliren vermöchten.

Um deutlich zu sein, werden wir die Erde, wie dieselbe sich fortschreitend ausbildete, vorführen. Hierbei besprechen wir zuerst die Vorgänge an der Erde vor dem dritten Tage; dann ihre Gestaltung, welche die Arbeit Gottes am dritten Tage nothwendig voraussetzte, und endlich noch ihre weitere Entwicklung.

a. Die natürlichen Vorgänge an der Erde.

Was wol vielleicht Jedem schon klar ist, erklären wir hier, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, daß wir unter natürlich das von Gott der materiellen Kreatur bereits gegebene Eigenthum verstehen, und es nur hier von der neuen Gabe, die zu unserer Zeit ja ebenfalls natürlich ist, unterscheiden.

Die Arbeit Gottes hatte es gemacht, daß die Erde sich am zweiten Tage von der Sonne abschied. Nun begann sich die Erde nach bereits am ersten und zweiten Tage der Materie gegebenen Kräften zu gestalten. Die chemischen Vorgänge und die physikalische Bewegung arbeiteten Tag und Nacht. Hier interessiren uns nur die Vorgänge, welche zur Scheidung von Wasser und Land mitwirken konnten. Bevor wir aber die specielle Geschichte dieser Vorgänge im Umriss vorführen, machen wir im Allgemeinen auf einzelne Momente, welche wesentlichen Antheil an der Gestaltung der Erde besitzen, aufmerksam. Diese Momente sind: das glühend flüssige Innere und die Rotation der Erde, der Einfluß anderer Körper, namentlich von Sonne und Mond auf die Erde, die Stellung der Erdachse und endlich die Erdschichten.

Der Ansicht, welcher auch wir uns anschließen, daß die Erde in ihrem Innern eine glühend flüssige Masse ausmacht, wird in neuester Zeit von angesehenen Geologen mit gewichtigen Gründen widersprochen. So machen die Wasserdämpfe, welche beim Eindringen des Wassers in die heiße Tiefe entstehen müssen, viel Bedenken

gegen die Annahme einer Glut im Innern der Erde. Aber wir denken uns, das Wasser spalte sich an der electrischen Glut des Erdinnern in seine elementaren Bestandtheile, und die beiden elementaren Gase entweichen durch dieselben Pore, durch welche das Wasser eindrang. Dieser Vorgang, meinen wir, geht meist ruhig vor sich; kann aber unter Umständen zu Vulkanausbrüchen und Erdbeben Veranlassung geben. Wir meinen mit Anderen, daß, abgesehen vom ersten, glühend flüssigen Zustand der Erde, die oberen Erdschichten einen so gewaltigen Druck auf die drunter liegenden ausüben müssen, daß sich die letzteren bis zur Glut erhitzen werden. Die Messungen der tieferen Erdwärme, freilich noch nicht in entsprechender Tiefe gemacht, bestätigen diese Ansicht; denn um je 100 Fuß Tiefe der Erde nimmt deren Wärme um je einen Grad zu.

Die Rotation, durch welche im flüssigen Kern der Erde ein leerer Raum entsteht, sucht die Erdoberfläche in den Weltraum zu drängen, und somit zu heben.

Mond und Sonne üben einen nicht unbedeutenden hebenden Einfluß auf die großen flüssigen Stoffe der Erde aus, wie wir das an der Erscheinung von Ebbe und Flut kennen.

Die Stellung der Erdschle konnte für die Vertheilung von Wasser und Land natürlich erst dann von Bedeutung werden, als die Erde das Niveau des Meeres bereits überragte.

Die Erdschichten bestehn zum Theil aus dem Niederschlag des Meeres; zum Theil sind sie von Organismen aufgebaut. Ihre Bedeutung dokumentirt sich vorzüglich in der späteren Entwicklung der Erde.

Versuchen wir uns nun nach diesen Prämissen die ersten Vorgänge an der Erde vorzustellen.

Denken wir uns zurück in die Zeit, da die Erde im Kern glühend flüssig, und nach Außen von Gasen und Dämpfen umgeben war. Die schweren Metalle, namentlich in elementarer Form, sanken gegen die Mitte und waren glühend flüssig; als die oberen, leichteren Theile, die einen niedrigeren Schmelzpunkt besitzen, wengleich mehr

abgekühlt, noch in Dampf- und Gasform verblieben. Die leichteren Theile mußten so lange in dieser Form verharren, als sich an der Oberfläche der schwer schmelzbaren Stoffe noch keine feste Kruste gebildet hatte. Als die Kruste dick genug war, um den Einfluß der inneren Hitze auf die Stoffe über ihr entsprechend hemmen zu können, so schlug sich der Dampf als mit Gasen und Salzen durchdrungenes Wasser auf sie nieder. Aber der Vorgang der Krustenbildung konnte nicht ohne Störung von Statten gehn, und eben diese Störungen veranlaßten zunächst die Erhebung der Kruste. Als erste Momente wirkten zwar die Rotation der Erde und die Anziehung von Sonne und Mond auf die flüssige Masse erhebend; doch konnte dieser Einfluß vor der Krustenbildung von keiner dauernden Bedeutung sein. Der an den äußersten Grenzen der Erde abgekühlte Dampf stürzte lange Zeit vergeblich gegen das glühende Centrum. Das Wasser verdampfte, bevor es das Centrum erreicht hatte, und dampfte wieder nach oben. Das Wasser hat damals, meinen wir, gegen die allgemeine Stimme, wenig zur Erhebung der Erdmasse beitragen können. Es konnte wenigstens so lange, bis sich eine feste Kruste gebildet hatte, als solches den glühenden Kern nicht erreichen. Erst dann traf es die Kruste, und trug nun deutlicher zur Abkühlung und in zweiter Linie zu geringer Erhebung derselben bei. Dabei mögen manche bizarre Formen, Sylvesternachts-Glücksgehaltnen an der Kruste entstanden sein. In erster Reihe trug zur Erhebung der Kruste die Bildung derselben selbst bei. Als die glühende Oberfläche aus dem flüssigen in den festen Zustand überging, nahm sie nach bekannten Gesetzen einen geringeren Raum als früher ein. Diese Kruste, Gneiß und Thonschiefer, drückte auf den heißen, glühend flüssigen Kern, welcher vermöge der Wärme das Bestreben hatte, sich auszudehnen. Daher trieb er die Kruste stellenweise in die Höhe, und durchbrach dieselbe. So wurden Gneiß und Thonschiefer vom Granit in die Höhe getrieben und durchbrochen. Der Granit erkaltete nun auch, und bildete mit der ersten Decke zusammen die Kruste. Jetzt traten auch andre Momente zur Erhebung

dieser mitwirkend ein. Die Rotation der Erde und die Anziehung von Sonne und Mond unterstützten die Wärme des Erdinnern, während das auffallende Wasser durch Abkühlung, wie wir sahen, zunächst die Contraction der Kruste beförderte. Als sich unter diesen Vorgängen die Kruste hinreichend abgekühlt hatte, schlug sich der Wasserdampf in Form des Wassers, welches noch mit Kohlensäure, und anderen Gasen, wie mit vielen salzartigen Verbindungen gesättigt war, auf sie nieder. Dabei entwich einerseits aus dem vom festen Boden erwärmten Wasser ein großer Theil der Kohlensäure und anderer Gase, um mit noch viel vorhandenem Wasserdampf die Uratmosphäre zu bilden; entstand andererseits durch das Entweichen der Kohlensäure sowohl, als durch das zunehmende Erkalten des Wassers ein Niederschlag von Salzen aus demselben auf die Erdkruste. Die kiesel-sauren Salze waren die ersten, welche das Wasser verließen, und mit der Kruste, die theilweise Erhebungen zeigte, die feste Rinde der Erde bildeten. Doch noch ging das Urmeer über alle Erhebung seines Bodens, welcher von der Rinde gebildet war; noch bedeckte Wasser das ganze Erdreich, als der dritte Tag der Schöpfung anbrach.

#### b. Die Vertheilung von Wasser und Land.

Gerade dieselben Gewalten, welche den glühend flüssigen Kern zur Hebung der Kruste oder Rinde der Erde trieben, verursachten andererseits durch ihre excessive Kraft, daß das Trockene sich nicht bis zur Vollendung aufbauen konnte. Indem der flüssige Kern gewaltsam durch die Rinde brach, gerade weil diese durchbrochen wurde, konnte im Vergleich mit der gestellten Aufgabe nur geringe Erhebung stattfinden. Die Erhebung der großen gesammten Masse des Trockenen trägt auch durchaus keinen eruptiven Charakter; nur vereinzelte Erhebungen auf dem Festlande zeigen solchen Charakter der Art und Weise ihrer Entstehung. Die Gesamtmasse des Trockenen hat sich langsam durch lange Zeiträume hindurch erhoben. Dieser Charakter der Entstehungsart aber spricht den oben genannten

Gewalten die Meisterschaft in Vertheilung von Land und Wasser ab. Wir können denselben nur Antheil an der Erhebung mancher Inseln und Gebirge, keineswegs aller zusprechen. — Auch die neptunischen Vorgänge, die Schichtenbildungen, welche einen wesentlichen Antheil an dem Aufbau des Trockenen gehabt haben, waren nicht im Stande das, was der plutonischen Kraft versagt war, zu vollenden. Abgesehen davon, daß wir die Schichtenbildung meist in Abhängigkeit von Organismen annehmen, war schon vor der Schichtenbildung organisches Leben auf dem trockenen Lande vorhanden. Es giebt Stellen auf der Erde, wo die erste Schicht, welche die Sirulische genannt wird, fehlt, und wo dennoch vor der Schichtenbildung Organismen, ja Landorganismen nachgewiesen sind. Dazu sind bisher die besten geologischen Untersuchungen in Europa, das eine verhältnißmäßig junge Trockenbildung ist, gemacht worden. Es weist also die geologische Forschung energisch darauf hin, daß der Aufbau des Landes in seiner Totalität nicht auf den bisher geschaffenen Kräften in der Natur habe beruhen können. Gott sah die vergebliche Anstrengung seiner Kreatur, der Erde, und gab derselben, und vielleicht ebenso der gesammten Materie ein Gesetz zur Erhebung des Festgewordenen. Laut der Kraft dieses Gesetzes, verbunden und unterstützt von anderen schon bestandenen Kräften, erhob sich, während großer Zeiträume fortschreitend, langsam das Festland, und vollzog die Vertheilung von Wasser und Land, indem es zuerst die Spitzen seiner Berge aus dem Wasser streckte, und sich dann in großen Plateau's über das Niveau der Bogen hob. Wenn es heißt: Gott sah, daß es gut war; so braucht das unserer Meinung nach noch keineswegs zu bedeuten, daß das Gesehene vollendet, aber jedenfalls, daß die Möglichkeit der Vollendung gegeben war. Dieses Landhebungsgesetz hat ebensowenig wie die anderen Gesetze zu wirken aufgehört. Noch heute erhebt sich das Festland dem eben besprochenen Charakter gemäß, wie uns das viele Orte und Länder zeigen. Uns scheint, daß diese Erhebung ungleichmäßig vertheilt ist, daß einzelne Strecken Landes zur Zeit sich rascher erheben als andere, die lang-

famer vorschreitend sich zu senken scheinen, indem sie für bestimmte Zeit wieder vom Meere bedeckt werden. Wir haben hier auf ein Gesetz aufmerksam gemacht; aber sind selbst weit entfernt davon, dasselbe formuliren zu können. Wir wissen auch nicht einmal zu deuten, ob es ein einfaches oder zusammengesetztes ist.

c. Die weitere Entwicklung des Festlandes.

Dieses Gesetz hat aber nicht allein den Aufbau des Landes fortgesetzt. Wie wir schon erwähnt, sind dabei auch die vulkanischen Vorgänge thätig gewesen, wenn auch heute deren Bedeutung für den Aufbau von Land eine geringere geworden. Von weitgreifender Bedeutung für diesen Aufbau wurden die Erdschichten. Der Niederschlag der Salze aus dem Meere bildete gewaltige Schichten, durch welche auch Gebirge aufgebaut worden sind. Diese Schichten machen mit der Erdkruste die mächtige Erdrinde aus. Doch auch die geschichteten Theile der Rinde sind nach jenem oben angeführten Gesetz aus dem Wasser gehoben worden; sie erreichten die Atmosphäre nicht durch eignen Selbstbau allein. Wir sind der Meinung, daß, den ersten Niederschlag ausgenommen, das organische Leben wesentlichen Antheil an dem Bau der Schichten gehabt hat. Als die kieselsauren Salze sich in großer Menge aus dem Wasser geschieden hatten, viele der doppeltkohlen-sauren Verbindungen, namentlich des Kalks, in einfach kohlen-saure, die schwer löslich sind, übergegangen, und die Salze, welche sich im Wasser nur bei größerem Gehalt desselben an Kohlen-säure lösen, als Sedimente niedergefallen waren; konnte nur noch die Verdampfung des Meeres weitere Sedimentbildung veranlassen. Aber diese Verdampfung, welche nur zeitweilig dem Wasser Theile seiner Massen entzog, vermochte allein nicht die weitere Bildung der mächtigen Erdschichten zu bedingen. In den organischen Wesen erhielt die Erde ein entsprechendes Mittel für den gewaltigen Aufbau. Die Sedimentbildung aus dem Meere durch die Organismen geschah einmal durch den Stoffwechsel dieser; dann durch besondere Organe derselben ganz direct, und endlich indem

diese Organismen Crystallisationscentren wurden. In einzelnen Schichten ist es mit Gewißheit erkannt worden, daß dieselben durch lebende Wesen entstanden sind. Noch heute findet solcher Aufbau im Meere durch animales Leben statt. Nicht allein die bekannten Korallenriffe und -Inseln sind ein lebendiges Zeugniß dafür, sondern auch die neuste Erforschung der Meerestiefe hat darüber Aufschluß gegeben.

Dieser Entwicklungsgang der Erde hat lange vor der Erschaffung des Menschen begonnen, und bis heute noch nicht seinen Abschluß erreicht. Die Geologie hat uns zu zeigen, wie oftmal das Meer große Theile des Landes erobert, und dieses sich doch über jenes wieder erhoben hat. Ueber eine einzige Meeresflut bedürfen wir keiner Mittheilung aus den Gruben und Schächten der Erde. Nur einmal ist das Wasser so mächtig gewesen, daß es das ganze Erdreich mit allen hohen Gipfeln überflutete. Zur Zeit dieser großen Flut, deren Herrschaft über das ganze Trockene etwa ein Jahr andauerte, lebte bereits der Mensch. Wir finden bei sehr vielen Völkern aufgezeichnete oder nicht aufgezeichnete Dokumente der Erinnerung an diese schreckliche, die Noachitische Flut, in welcher wir den Zorn Gottes über die Sünde des Menschen im Allgemeinen und die Gnade Gottes um Seiner Liebe willen zum Menschen am Speciellen ausgedrückt finden. Wir behalten daher für diese Sintflut den allgemein bekannten, und dieselbe richtig deutenden Namen der Sündflut bei.

### Die Tagesarbeit.

Das Trockene stand über dem Niveau des Meeres, dessen Wogen vergeblich gegen das unbekanntes Hinderniß tobten. Gott hatte den Wogen ein Ziel, und den Fluten des Meeres eine feste Bahn gesetzt. Aber kein Leben entsproß dem nackten Stein. Jede ragte derselbe in den undurchdringlichen Nebel, der des Erdballs Atmosphäre verfinsterte. Ein trostloser Anblick stünde da der Wohnplatz des künftigen Menschen, wenn nicht Gott mit neuer

Arbeit unsere Hoffnung belebte. Darum frohlockten auch die Engel beim Anblick des todten Steins.

Die Tagesarbeit dieses Tages zeigt uns noch deutlicher als die Nachtarbeit, daß Gott unmittelbar schöpferisch in die Entwicklung der Erde eingegriffen hat. Das organische Leben auf der Erde ist ein unüberwindliches Zeugniß für die Thätigkeit Gottes bei der Entwicklung der Natur. Vergeblich ist wiederholt dieses Zeugniß angegriffen worden. Die besten gegnerischen Helden haben doch nur ihre Ohnmacht, gegen Gottes Arbeit zu zeugen, bloßgelegt.

Gott ließ aus der Erde die Pflanzen hervorgehn. Es ist die Pflanzenwelt der Träger des ersten Lebens, derjenigen Erscheinung, die wir Leben nennen, und von allen anderen Erscheinungen der Naturkräfte mit dem Ausdruck des Lebens unterscheiden. Das Leben ist eine einheitliche Kraft, die Gott am dritten Tage schuf, und unter bestimmten Bedingungen an gewisse elementare Verbindungen band. Die Kohle in mannigfaltigster Verbindung mit anderen Elementen, namentlich mit Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, bildet die Zusammensetzung der organischen Materie. Diesen Kohlenstoffverbindungen gab Gott eine bestimmte Form: — sei diese nun Zelle oder Kern, — und diese Form begabte Er mit der Lebenskraft. Das war die Grundlage zur Erschaffung der ersten Lebensträger. Man hat die Lebenskraft als eine Summe verschiedener Kräfte der organischen geformten Verbindungen ansehen wollen. Diese Anschauung ist eine ganz unhaltbare. Gewiß sind für die Erscheinungen des Lebens die sämtlichen Kräfte der organischen Materie von Bedeutung. Aber diese Bedeutung der organischen Kräfte für das Leben währt nicht länger als die Thätigkeit der Lebenskraft. Hört diese Thätigkeit auf, so setzen sich die Erscheinungen des Lebens nicht mehr fort, die organische Materie verliert ihre Form und Zusammensetzung; sie zerfällt, ohne sich je wieder zu erneuern. Andererseits zeigt die organische Materie wie Zucker, Speichel u. s. w. ohne die bestimmte Form mit der Lebenskraft keine Erscheinung des Lebens. Ferner steht es wissenschaftlich fest, daß

eine generatio aequivoca, eine Entstehung von Organismen aus der anorganischen Materie nicht stattfindet. Aber es meint jetzt eine Anzahl von Gelehrten, wenn dieser Entstehungsweise für heute auch widersprochen werden muß, so kann dieselbe nicht allein dennoch, sondern muß während einer anderen Bildungszeit der Erde unter anderen Verhältnissen stattgefunden haben; denn es bestehn doch einmal die Organismen, und giebt doch keinen Gott. Daher glaubt man nun in neuester Zeit, daß der von Huxley gefundene Meeresschlamm sich in der Tiefe des Meeres als erster Lebensträger aus den Verbindungen des Kohlenstoffs gebildet habe. Aus diesem ungeformten, lebendigen Schlamme hätten sich dann die geformten Organismen, Pflanze und Thier entwickelt. Diese blasse, materialistische Idee wird durch nichts Anderes als allein durch die Feindschaft wider Gott gestützt. Noch hat Niemand den Schlamm Huxley's auf irgend eine Weise entstehen gesehen, und eine weitere Entwicklung aus diesem Schlamm wahrgenommen. So lange aber sind die gemachten Conjecturen über die Bedeutung desselben hingefällige Phantasmen. Konnte sich in der Natur ein lebenskräftiger Schlamm bilden, so müssen wir auch einen solchen nachmachen können; denn wir könnten die Bedingungen zu diesem Vorgange leichter herbeiführen als die Natur. Wir schließen das aus manchen organischen Stoffen, welche in der Natur nur als Producte organischer Wesen vorkommen, sich aber nicht freiwillig aus anorganischen Stoffen bilden, welche aber wir chemisch darstellen. Organische Materie zwar, aber nicht einen lebendigen Organismus verstehn wir darzustellen. Darauf kommt es indeß gerade an, wenn nachgewiesen werden soll, daß das Leben auch ohne Vererbung entstehen könne. Das Leben aber wird nur durch Vererbung übertragen. So wenig Jemand das Atomgewicht des Goldes ändern kann, so wenig vermag er einer Kohlenverbindung Leben zu geben. Das Leben ist eben eine einheitliche Kraft von Gott, und diese Kraft mit der Materie ebenso wunderbar, wie die anderen Kräfte mit derselben verbunden.

Endlich zeigt sich das Leben als einheitliche Kraft in dem einheitlichen Ausdruck der Lebenserscheinungen, so mannigfaltig diese auch erscheinen mögen. Wir wissen für den grünen Trieb keinen anderen Impuls wie für die bunte, duftende Blüthe zu finden, und für das Wachsthum keinen anderen wie für die Fortpflanzung.

Gott hat nun diese Lebenskraft zugleich auch individualisirt. Er hat nicht bloß allgemein diese Kraft an die organische Materie gebunden, und sich diese Vereinigung fortentwickeln lassen, sondern Er hat diese Kraft, wie Er die Urmaterie in viele Elemente zerlegte, in viele untheilbare Kräfte zerlegt, und jegliche Kraft mit einer organisch materiellen Form verbunden. Dieser Gottesact liegt der Mannigfaltigkeit der Organismen am dritten Tage, der Pflanzenwelt zu Grunde. Jede Pflanze bekam ihre Form und Kraft. Einzelne Formen sind nun allerdings so verwandt mit einander, daß sie Verbindungen unter sich eingehn, und neue selbstständige Formen hervorbringen. Darauf beruht die Pflanzenzüchtung. Ueber die Deutung dieses Vorgangs werden wir bei den Thierarten sprechen; was dort, hat auch hier Geltung.

Die Lebenskraft ist aber unter bestimmten Bedingungen an ihre Form gebunden. Sie ist ebenso eine Kraft, wie es die Kräfte der Elemente sind. Sie besteht nicht ohne die organische, materielle Form. Da die organische Materie eine Verbindung von Elementen ist, so ist sie zerstörbar, indem die Elemente isolirt werden können. Mit Zerstörung der organischen materiellen Form ist die Lebenskraft vernichtet. Einmal zerstört, läßt sie sich nicht mehr herstellen; sie bildet sich nur durch Vererbung. Selbst wenn die organisch materielle Form wiederhergestellt werden könnte, ihre Lebenskraft wäre ihr damit nicht zurückgegeben; denn diese ist eben in keinem der anorganischen Stoffe vorhanden, und bildet auch keine Summe der Kräfte in der Materie.

Wie sich die organische Pflanzenwelt von der anorganischen Natur unterscheidet, weiß Jedermann. Die Pflanze bildet die erste Lebensstufe in der Reihe der lebendigen Wesen auf Erden. An ihr

heben wir unter ihren Lebenserscheinungen Wachstum und Fortpflanzung hervor. Die Pflanze wächst durch Theilung ihrer kleinsten Lebensformen, und erhält sich durch den Wechsel der Stoffe. Um wachsen zu können, muß die Pflanze Nahrung in sich aufnehmen. Die Nahrung der Pflanze besteht aus anorganischen Stoffen, welche dieselbe durch capilläre Röhren und auf dem Wege der Endosmose in sich aufnimmt. In anderer Verbindung scheidet sie die Stoffe zum Theil wieder aus. Der Boden, auf welchem die Pflanze sprießt, ist ihre Vorrathskammer; daher bedarf sie nicht der Bewegung. Die Fortpflanzung beruht auf besonderen Organen. Die ganze Pflanze ist kein in sich abgeschlossenes Individuum; jeder ihrer Theile kann, vom Mutterstamme gelöst, für sich fortleben und wachsen. Da jeder Theil an der Pflanze für sich wieder ein Ganzes mit eigener möglicher Existenz bildet, so erscheint die Pflanze als ein Aggregat von Individuen. Dennoch ist sie in ihrer gleichartigen Zusammensetzung ein Ganzes. Sie bedarf keines, und besitzt auch kein Centrum der Individualität. Die Pflanze hat Leben, aber keine Seele.

Gott schuf zuerst die Pflanzenwelt. Zuerst mußte die Pflanze vorhanden sein, denn sie nimmt ihre Nahrung direct aus der anorganischen Natur. Das Thier, welches keine anorganische Speise zu sich nimmt, sondern organischer Materie zur Nahrung bedarf, konnte vor Existenz der Pflanze nicht bestehen. Die Atmosphäre enthielt zunächst Ueberschuß an Kohlensäure und diente damit dem Athmungsproceß der Pflanze. Erst als die Kohlensäure verbraucht war, wurde für den Fortbestand der Pflanze, als der späteren thierischen Nahrung, eine neue Quelle der Kohlensäure in Erschaffung der Thierwelt, welche beim Athmen Kohlensäure ausscheidet, nothwendig. Die Pflanze wuchs heran, um Speise dem Magen und Sauerstoff den Lungen der Thiere darzubieten. Der Gehalt der atmosphärischen Stoffe wird jetzt gleichbleibend, vermuthlich durch die kleinsten Organismen des Pflanzen- und Thierreichs erhalten.

Wenn die Steinkohlenperiode sich als spätere Schicht über

anderen, wie über der silurischen, welche neben wenig Steinkohlenherden viele versteinerte Wasserthiere enthält, entwickelt hat, und Jemand diese Thatsache zum Angriff wider die Erstschöpfung der Pflanzen vor den Thieren benutzen will; so erinnern wir denselben daran, daß jene unterliegenden Schichten nicht das erste Festland bildeten, und daß die Urpflanzen auf dem ersten Festlande zu suchen sind. Es lag übrigens Moses schon nah genug, wenigstens die niederen Thiergattungen des Wassers vor der Pflanze des Landes erschaffen zu lassen; denn in seinen Bildern bedeckt zunächst das Wasser alles Land, und dieses Urwasser konnte er sich schon belebt denken. Die Wasserthiere waren ihm bekannt genug. Seine Darstellung der Schöpfung ist aber eben nicht seine, sondern die des heiligen Geistes Gottes.

Zunächst schuf Gott solche Pflanzen, welche besser im Dunkeln gedeihn, wie die Farnkräuter, die noch heute im nassen Dickicht am Besten vegetiren. Die Erde wurde noch nicht getroffen vom Licht der Sonne, und dichter Nebel umhüllte Land und Meer. Für diese Zeit der Finsterniß auf Erden ist auch die Erscheinung von Geschöpfen mit Augen unwahrscheinlich. In späterer Zeit schuf Gott andere Gewächse. So wird gesagt, daß Gott um des Menschen willen am sechsten Tage besondere Gewächse hervorgehn ließ. Nach der Möglichkeit des Fortkommens auf Erden schuf Gott die Bäume und Gräser.

An diesem Tage überzog sich die Erde auf Gottes Geheiß mit grüner Matte; und das erste organische Leben kündigte sich durch seinen Duft, der auf den Flügeln des Windes in den Himmel strebte, zu erzählen vom Wunder auf Erden: denn das Geheimniß der Schöpfung, das in der Erschaffung des Menschen seinen Anfang nahm, und in der Erscheinung des Herrn und Meisters in's Fleisch sich vollendete und offenbarte, wurde heute in dem besondern Leben der Materie, in der sprossenden Pflanze angedeutet.

### Der vierte Tag.

Es ist für diesen Tag die von uns bisher durchgeführte Theilung der Arbeit Gottes in Nacht- und Tagarbeit kaum möglich einzuhalten; weil wir eine solche Theilung in der h. Schrift für den vierten Tag weniger deutlich als für die anderen Tage angedeutet finden. Wir versuchen es indeß doch auch, die Gottesarbeit dieses Tages wie bisher in zwei Theile zu trennen, um auch hier der Zusammenstellung des Tages aus Abend und Morgen gerecht zu werden. Leider sind wir nicht im Stande, für die Wahrscheinlichkeit der Momente unserer Eintheilung mit Nachdruck einzutreten. Wir bekennen, daß unsere Kenntnisse über die Vorgänge an den Gestirnen nicht ausreichen, um die Arbeit Gottes für diesen Tag deutlich vorzulegen, diese Gottesarbeit von der kreatürlichen zu trennen. Gott scheint am vierten Tage nur am Himmel zu arbeiten. Aber wenn diese Arbeit von der h. Schrift in ihrer wesentlichsten Bestimmung für die Erde geleistet erklärt wird, so mag auch an der Erde selbst ein Eingriff Gottes stattgefunden haben, damit eben die Arbeit am Himmel der Erde zu Gut kommen konnte. Es wird uns ja überhaupt mit wenig Ausnahme nicht die detaillirte Weise der Arbeit, als vielmehr deren Erfolg mitgetheilt. Soviel geht indeß bestimmt aus dem Wort der h. Schrift hervor, daß Gottes Arbeit am vierten Tage, wenn auch für die Erde, doch hauptsächlich am Himmel geschah. Wir theilen laut dieser Anschauung die Arbeit dieses Tages in folgende Eingriffe Gottes ein:

- 1) für die Nachtarbeit: Gott machte Lichter;
- 2) für die Tagesarbeit: Gott setzte diese an den Himmel besonders für die Erde.

#### Die Nachtarbeit.

Es könnte manche Vermuthung über den Hergang der Gottesarbeit aufgestellt werden: etwa, daß der Lichtstoff im Sonnensystem bisher Diffus gewesen, und nun um die Sonne concentrirt worden

sei, wodurch die bisher stets erhellte Erde zeitweilig dunkel werden mußte. Oder, daß der Lichtstoff bei Ablösung der Planeten von der Sonne den groben abgelösten Stoffmassen gefolgt, und nun zur Sonne zurückgezogen worden sei. Das wären aber bloße Vermuthungen, die einer Begründung ermangelten, und denen wir unsre Zustimmung auf unsere bisherigen Annahmen hin versagen müssen. Wir stellen uns den Hergang folgender Maassen vor.

Die Erde war abgekühlt, und konnte ihre Oberfläche nicht mehr von Innen her erwärmt werden. Die Dicke der Erdrinde war zu mächtig geworden. Außerdem war die Erde an und für sich ein dunkler Körper. An diesem Tage gab nun Gott der Herr Sonne, Mond und Sternen die Kräfte für deren Vollendung. Die Sonne war ein glühend flüssiger Körper, was sie noch heute ist, geblieben. Um sie, wie um die Fixsterne, befanden sich Theile des Urlichts. Aber welcher Art das Leuchten der Sonne und Fixsterne bisher gewesen, wissen wir nicht; auch das wissen wir nicht, ob die Verhältnisse im Sonnensystem bereits solche gewesen, daß der Lichtstoff der Sonne den Planeten von Nutzen sein konnte. Es scheint, daß dieser Nutzen erst vom vierten Tage an möglich wurde. Aus den Erfolgen der Arbeit dieses Tages geht aber das deutlich hervor, daß die Sonne wie die Fixsterne am vierten Tage den Glanz, den sie noch heute besitzen, erhielten. Gott setzte also die Bedingungen fest, welche dem Glanz der Sonne und der Fixsterne das Maass wurden. Er konnte den Sonnenschein siebenmal heller oder dunkler machen. Aber Er gab der Sonne wie den Sternen das bestimmte Maass zum Leuchten, die uns bekannte Leuchtkraft derselben. Er gab dabei etlichen Sternen ein intensiveres Licht als anderen, und stellte so auch am Himmel eine große Mannigfaltigkeit her. Diese erhöhte Er noch dadurch, daß Er den Sternen nicht einerlei gefärbtes Licht gab. Nicht blos an unserer Atmosphäre und unserem Auge liegt es, daß der Sirius wie ein Brillant, der Arcturus roth, die Vega weiß leuchten. Die Bedingungen dieser Erscheinung liegen vielmehr an diesen Weltkörpern selbst. Nicht allein die Sonne,

sondern auch die den Sonnenschein reflectirenden Planeten, und andere, an sich dunkle Körper zeigen eine verschiedene, von terrestrischen Ursachen unabhängige Färbung. Der goldene Jupiter, die silberne Venus, der kupferne Mars wurden vom Herrn am vierten Tage gefärbt. Die Erde hatte eine wunderbare, Pracht athmende Kapsel in dem Himmel mit seinen Gestirnen erhalten, aber die Erde wußte es noch nicht.

### Die Tagesarbeit.

Gott setzte die leuchtenden Körper für die Erde an den Himmel, d. h. Er machte es nun möglich, daß der leuchtende Einfluß dieser Körper sich für die Erde Geltung schaffte. Moses sah diese Erscheinung in einem Bilde, in welchem Gott die Lichter des Himmels an das Firmament setzte. Vor dieser Gottesarbeit müssen also Hindernisse, welche der Leuchtkraft, bis auf die Erde zu dringen, entgegen traten, irgendwo vorhanden gewesen sein. Wir wissen nicht, ob das Licht der leuchtenden Körper bisher über eine bestimmte Grenze des Territoriums dieser Körper nicht dringen konnte, oder ob die dunkelen Körper zum Empfange des Lichtes noch ungeeignet waren. Vielleicht hob die Tagesarbeit durch einen Act auch diese beiden Hindernisse. Wir bekennen uns zu diesem Vielleicht. Danach waren also die dunkelen Körper bis zur Tagesarbeit des vierten Tages noch dunkel. Die für die Erde unsichtbaren Planeten besaßen für sie noch keine Farben. In der Nachtarbeit wurden an ihnen die Bedingungen, welche außer dem Schein des Sonnenlichtes für ihre Färbung nothwendig waren, zur Vollendung gebracht. Auch an der Erde, meinen wir, wurden solche Bedingungen, welche unseren Wohnort anderen Körpern gefärbt erscheinen lassen, vor der Erscheinung des Lichtes festgesetzt. Vielleicht leuchtet unsre Erde im Weltraume im blauen Lichte ihrer Atmosphäre: ein Symbol der Treue und des Glaubens, oder im Grünen ihres Meeres: ein Symbol der Hoffnung. Die dichten Nebel auf der Erde wurden zwar geringer mit der Abkühlung des Bodens, dem sie entstiegen; doch zerrissen die un-

unterbrochenen, melancholischen Schleier erst dann, als der erste Strahl der Sonne mit seinem wonnigen Lächeln die sehrende Erde geküßt.

Worin jener Gottesact, der die beiden Licht hindernden Momente aufhob, bestand, wissen wir keineswegs bestimmt zu sagen. Auch hier werden wir unsere bescheidene Vermuthung allerdings aussprechen, aber hoffen, daß Jemand, eingeweihter in die zu solchen Vermuthungen nothwendigen Kenntnisse, diesen Act einst richtiger oder mit mehr Verständniß deuten wird. Wir meinen, es könnte zunächst, mit dem Lichtstoff eng verbunden, auch der Aetherstoff concentrisch um die Sonnen gewesen sein. Indem Gott den Aetherstoff vom Lichtstoff frei und zum Weltäther, welcher durch den ganzen Welt- raum drang, am vierten Tage machte, fand derjenige Act, der die beiden besprochenen Momente aufhob, in der Gottesarbeit statt. Der Schleier ist zerrissen, und die Erde glänzt im Sonnenschein. Jetzt erst sieht man, daß die Matten und Blätter grün sind. Jetzt kann sich in der Pflanzenwelt die uns Allen bekannte schöne Farbenpracht entwickeln. Nun brauchen nicht mehr allein die Kryptogamen sich aus dem Boden zu gelangweiltem Dasein emporzuheben. Die Sonne scheint, und ihr wonniger Zauber wird die Brutstätte lachender Auen und nährender Bäume und Sträucher. Aber noch mehr als dem vegetativen gilt der Act um den Sonnenschein dem kommenden, animalen Leben. Die Thiere freuen sich und spielen im Sonnenschein, und lagern sich nach der Mahlzeit mit geschlossenen Lidern in den Schatten des duftenden Laubes. Der erste Strahl der Sonne verkündete der Erde ein kommendes Geschlecht.

Doch die Schöpfung des Firmaments hatte noch tieferen Sinn der Weissagung. Sonne, Mond und Sterne waren für ein denkendes Wesen bestimmt; denn die Gestirne sollten nicht nur für die höhere Pflanze und für das Thier Tag und Nacht scheiden, sondern auch für den Menschen, und zu dessen historischer Entwicklung Zeichen, Zeiten, Jahre und Tage geben. An der Macht und dem Einfluß der Sonne auf die Erde sollte der Mensch es lernen, daß, ob-

schon Alles für ihn gemacht sei, doch über ihm Der stehe, welcher das Alles für ihn gemacht hat. Die Zeichen am Himmel zu deuten, soll keine Aufforderung zu todter Astrologie sein. Aber der Mensch soll merken, was der Heilige Geist bei solchen Zeichen zu ihm spricht. Er soll nicht verachten die Finsterniß in Aegypten, den langen Tag des Josua, den Stern über der Wiege des Jesuskindes und die verkündeten Zeichen der letzten Zeit. Tag und Nacht sind nach Stunden eingetheilt, und das Jahr, welches früher nach Mondbeobachtungen gemessen wurde, messen wir jetzt nach dem Lauf der Erde um die Sonne. Darum, wie die Alten Gott um den Mond für ihre Jahresberechnung lobten, laßt uns Gott loben, daß Er uns die Sonne gegeben, in ihrem Licht uns zu freuen, und genau unser Jahr zu berechnen. Gott sei gelobt für den lichten Sonnenschein!

#### Der fünfte Tag.

Am vorhergehenden Tage wurde über die Arbeit Gottes am Himmel in Bezug auf die Erde berichtet. Da von einem Eingriff Gottes in die Entwicklung der Erde Nichts ausgesagt wurde, so geht daraus für unsere Forschung hervor, daß die Erde am vierten Tage sich den früher in sie gelegten Kräften gemäß und durch die neuen Vorgänge, welche auch bei ihr in Folge der Arbeit Gottes am Himmel statthaben mußten, stetig weiter entwickelte. Das Meer erhielt in einer bestimmten Tiefe, die vom Aequator zu den Polen abnahm, eine bestimmte Temperatur. Das Meerwasser enthielt jetzt nach dem Niederschlag vieler Sedimente aus ihm nicht mehr einen Ueberschuß gelöster Stoffe, und war dadurch kein Hinderniß weiter für den Aufenthalt bestimmter neuer Geschöpfe in ihm. Dabei enthielt das Meer noch hinreichend erdige Bestandtheile in Lösung, so daß später und noch heute umfangreiche und tiefe Schichten aufgebaut werden konnten. Ebenso waren in der Atmosphäre wichtige Veränderungen vorgegangen. Die Kohlenäure der Luft war von den Pflanzen so weit verbraucht, daß nun Geschöpfe, welche in der Kohlenäure umkommen, ihr Dasein in der Atmosphäre fristen

konnten. Dadurch war aber auch die Zeit herangerückt, da die Atmosphäre den Pflanzen nicht mehr die nothwendige Menge Kohlen- säure zum weiteren Bestehn bieten konnte. Es wurde schon allein für die weitere Existenz des bisher bestandenen Lebens eine neue Schöpfung nothwendig. Bereits am dritten Tage mußten sich auch süße Gewässer gebildet haben. Von den dichten Nebeln sog die Erde große Massen in sich, und es entstanden umfangreiche Sümpfe und Seen. Von den Gebirgen ergoß sich der von diesen angezogene Nebel in stürzenden Bächen, die sich von verschiedenen Punkten her verbanden, und vereint als Ströme dem großen Meere zuellten. Als die Pflanzenwelt geschaffen war, gab auch diese wiederum Veranlassung zum Zufließen des Erdwassers, und zwar zu den Punkten ihres Standortes; und veranlaßte somit ihrerseits das Hervortreten des süßen Wassers aus der Erde, und damit die Bildung von süßen Gewässern. So harteten das salzige und süße Wasser und die Atmo- sphäre der Erde auf Belebung ihrer todten Masse, die Pflanzenwelt auf eine Quelle der Kohlen- säure.

Am fünften Tage setzte nun Gott ein neues Leben in die Materie, und benutzte zur Form diesmal nicht das Festland, sondern das Wasser. Es ist hier natürlich nicht das reine, destillirte Wasser, sondern das Meerwasser, wie auch die h. Schrift lehrt, mit seinen verschiedenartigen, elementaren Bestandtheilen gemeint. Auch die Gase, die im Meerwasser eingeschlossen, und noch eben zur Existenz der Meeresgeschöpfe nothwendig sind, wurden mitbenutzt. Moses läßt auch die Vögel aus dem Meere hervorgehn, obgleich er mit den damaligen Gelehrten die Luft für ein Element, und für tauglich, eine Mutter der Vögel zu sein, erachten mußte. Aber eben auch hier spricht Gott aus ihm.

Von einer Klasse thierischer, wie pflanzlicher Geschöpfe wird in der h. Schrift nicht gesprochen. Der mikroskopisch kleinen Geschöpfe, welche für den Haushalt der Atmosphäre von größter Wichtigkeit sind, gedenkt Moses nicht. Er wußte ja überhaupt von deren Dasein nicht; denn erst in neuester Zeit hat das bewaffnete Auge diese

Geschöpfe gefunden, und über dieselben Aufschluß gegeben. Hieran sehn wir wieder, wie die Mittheilung Gottes an die heiligen Männer über die Vorgänge in der Natur nicht über die mögliche Forschung dieser Männer hinausgreift. Wir können daher auch den Zeitpunkt für die Schöpfung dieser kleinen, wichtigen Kreaturen nicht angeben; aber meinen, daß die mikroskopische Thierwelt doch auch am fünften Tage erschaffen wurde. Ihre Existenz war vordem nicht nothwendig. Diese kleinen Kohlen säurefabriken, die durch ihre enorme Anzahl von durchgreifendster Bedeutung sind, brauchten, ja durften nicht früher erscheinen, als bis der Ueberschuß der Kohlen säure in der Luft verzehrt war.

Wir halten uns an die von Gott mitgetheilten Thatsachen Seiner Arbeit, und theilen danach die Arbeit des fünften Tages

- 1) für die Nachtarbeit: in die Schöpfung der Wasserthiere,
- 2) für die Tagarbeit: in die der geflügelten.

Auch die Geologie weist auf dieselbe Stufenfolge in der Erscheinung der lebenden Wesen, indem die Wasserthiere tiefer als die geflügelten gefunden werden.

### Die Nachtarbeit.

Mit dieser belebt Gott die Gewässer auf Erden. Das Meer und die süßen Gewässer wurden mit lebenden Wesen versehen, und es ist gewiß, daß die süßen Gewässer für sich besondere Wesen erhielten, denn es giebt auch spezifische Süßwasserthiere. Wenn nun zunächst auch alle süßen Gewässer mit Leben bedacht gewesen sein mögen, so sind doch manche unter ihnen durch späteres Geschick wieder einsam geworden. Indeß steht einer Annahme, daß die süßen Gewässer zum großen Theil auch vom Meere aus ihr organisches Leben erhalten, und diese Wesen sich in dem neuen Medium verhältnißmäßig verändert haben, Nichts entgegen. Viele süßen Gewässer, die heute in keiner Verbindung mit dem Meere stehn, mögen früher mit dem großen Salzmeere in Verbindung gestanden haben; während viele andere Seen und Flüsse erst durch menschliche Uebertra-

gung mit lebenden Wesen versehen worden sind. Jedenfalls haben die süßen Gewässer nicht bloß direkt von Gott, sondern auch sowohl vom Meere aus, als später durch menschliche Pflege organisches Leben erhalten. Die eigentlichen Fische scheinen nicht die ersten Thiere, welche die Organismen der Gewässer repräsentirten, gewesen zu sein. Niedere Wasserthiere, wie Polypen finden wir in älteren Versteinerungen; erst später zeigen sich die Fische, und dann die Lurche und Krokodile. Fische mögen aber auch schon früher vorgekommen sein, als die Versteinerungen nachweisen; denn die Fische entgehn der Versteinerung leicht, durch die unbehinderte Bewegung. Sene niederen Wasserthiere gehören aber gerade zu den Organismen, welche ganze Schichten der Erde aufgebaut haben. Uebrigens erwarten wir von der Erforschung des Meeresgrundes noch manchen Aufschluß. Zu der Schöpfung der Wasserthiere gehören nicht allein diejenigen Thiere, welche wir vorzugsweise für Geschöpfe des Wassers anzusehn gewohnt sind, sondern auch noch andere Thiere, deren Existenz an die Gewässer gewiesen ist. Gerade die Geologie belehrt uns darüber, daß Lurche und krokodilartige Thiere auch zur Schöpfung dieses Tages gehören. Ihre Erscheinung auf Erden fällt in eine frühere Zeit, als die der eigentlichen Landthiere.

Also mit einem neuen Leben in einer neuen materiellen Form bedachte Gott in der Nacht des fünften Tages unsere Erde. Die Geschöpfe des fünften Tages sind wesentlich verschieden von denen des dritten. Daran ist nicht zu rütteln. Aber doch hat man das Thier- wie das Pflanzenreich aus jenem Hurlei'schen Urschlamm hervorgehen lassen. Derselbe lebendige, aber noch nicht geformte Schlamm gab den Stoff sowohl für das Thier wie für die Pflanze. In der Thierwelt läßt diese Theorie zuerst die Bewohner des Wassers sich bilden, und aus den Wasserthieren weiter einerseits die Thiere der Luft und anderseits die des Landes sich entwickeln. Wir brauchen diese Hypothese vom Hervorgehn der Organismen aus dem Urschlamm nicht mehr abzuweisen, da wir das bereits bei der Beschreibung des dritten Tages gethan haben. Ueber die Hypothese der

Entwicklung der Vögel und Landthiere aus den Wasserthieren werden wir bei der Tagesarbeit dieses Tages zu sprechen haben. Hier fügen wir nur noch hinzu, daß jene Ableitung des thierischen Lebens aus dem Urchlamm noch weniger verständliche Wahrscheinlichkeit, als die Ableitung des pflanzlichen für sich hat; denn das thierische Leben ist ein in sich durchaus untheilbares. Das Thier besitzt nicht bloß ein unempfundenes Leben, sondern auch eine empfindende Seele. Es kann sich Etwas nicht selbstständig aus nicht gegebenen Größen entwickeln. Diese Urchlammzeugungstheorie ist das Phantasielbild eines nicht nur Gott feindlichen, sondern auch leichtsinnigen Denkens. Das Thier empfindet sein Dasein, versteht, daß es eine Welt um sich hat. Es besitzt Organe, mit denen es die Außenwelt wahrzunehmen, und andere Organe, durch die es sich der Außenwelt zu nähern oder zu entziehen vermag. Das Thier besitzt Empfindung und Bewegung, was der Pflanze mangelt. Das Thier ist so organisiert, daß es ein einheitliches Individuum ausmacht. Jedes seiner Theile steht in Beziehung zu den anderen Theilen und zum Ganzen; keiner seiner Theile, obschon jeder Theil auch an sich Leben besitzt, hat die Bedeutung des ganzen Wesens. Das Thier hat eben eine Seele. Das Thier besitzt in seiner Organisation Mittelpunkte, von welchen die Existenz der Theile und des Ganzen abhängig ist. Die Ganglienzellen sind die Centren, in welchen Empfindung und Bewegung ihren Ein- und Ausgang haben. Die Bahnen der Empfindung werden von den Nerven, die der Bewegung von Nerven und Muskeln gebildet. In diesen Ganglien kommt das Verständniß zu Stande, aus denselben geht der Wille hervor. Aber nicht bloß im Nervo, sondern auch im Blut besitzt das Thier einen Stoff, der es vor der Pflanze auszeichnet. Es ist das Blutgefäßsystem kein Nahrungsreservoir, das sind Magen und Darm. Es hätte eine einfachere Einrichtung stattfinden können, wenn nur ein einfaches Leben zu erhalten gewesen wäre. Es hätte genügt, auf dem Wege der Endosmose und der Geseße capillärer Röhren den Darminhalt in die Gewebe zu schaffen, um einfaches Leben zu nähren. Aber

das Thier hat auch eine Seele, und diese ist an Blutzelle und Nerven ganglien gebunden. Wir wissen wol, daß es auch einfache thierische Einrichtung giebt; aber auch, daß die Klassifikation der organischen Reiche noch nicht begrenzt ist. Wir haben am Thiere also Leben und Seele zu unterscheiden. Jede Zelle am thierischen Organismus lebt. Wer brandige Stellen gesehen hat, dem wird das einleuchten. Aber daraus wird er auch lernen, daß diese Zelle nur dann fortlebt, wenn sie Blutflüssigkeit zur Nahrung bekommt. Es gehört zu dieser Blutflüssigkeit eine Eiweiß-haltige Flüssigkeit, welche unter bestimmten Bedingungen mit der rothen Blutzelle in Contact gewesen ist. Wenn die rothe Blutzelle an Anzahl abnimmt, wird das Thier krank, und bei bestimmtem Grade ihrer Verminderung hört das Leben des Thieres auf. Es ist nicht möglich, hier auch das Geschäft des Nervensystems in der Bedeutung für das thierische Leben zu besprechen. Ich berühre nur den Punkt, daß die ganze Blutbewegung vom Nervensystem ihren Impuls bekommt. Das Centrum der Blutbewegung aber ist das Herz. Gott schuf also in dieser Nacht eine lebendige Seele in Form der thierischen organischen Materie. Er machte aus einer seelischen Kraft mit ihrer Form viele, mannigfaltige seelische Kräfte mit ihren Formen in doppelter Gestalt des männlichen und weiblichen Individuums, und hieß dieselben ihre Existenz und Lust am Wasser haben. Alle Vorgänge im thierischen Körper stehn im Zusammenhange mit der thierischen Seele. Aber auch diese Seele ist ebenfalls nur die besondere Kraft ihrer organischen Materie. Mit Vernichtung der Materie ist auch die Seele vernichtet. Die Seele erneuert sich nur durch Fortpflanzung. Wir besitzen keinen Anhaltspunkt für die Fortdauer der thierischen Seele nach dem Tode des Thieres. Die thierische Seele steht im Zusammenhange mit den Stoffen dieser Erde, und kann keinen Bestand behalten, wenn diese Stoffe zerstört sind. Gott, der diese Stoffe für die thierische Form zusammengerufen hat, kann dieselben nach ihrer Zerstörung natürlich wieder zusammenrufen, und mit einer Seele begaben. Wir vermögen das ebenso wenig,

wie die Natur. — Viele dieser Thiere, welche an diesem Tage geschaffen wurden, sind in ihren Arten bereits längst untergegangen. Die meisten Arten, welche unseren Krokodilen verwandt waren, erzählen von sich nur mit ihren versteinerten Formen. Die in ihrer Bewegung wenig begrenzten Fische haben sich unter den specifischen Wasserthieren am Besten bis auf den heutigen Tag in ihrer Art erhalten können.

### Die Tagesarbeit.

An diesem Tage benutzt Gott, der Herr, nur das Wasser zur Hervorbringung Seiner Geschöpfe; und so läßt Er denn auch die Vögel aus dem Wasser hervorgehn. Es findet in der That auch einige Aehnlichkeit zwischen Fischen und Vögeln in Aussehn und Art der Bewegung statt; im Detail sehn diese beiden Thierklassen allerdings sehr verschieden aus. Die Körper sind eben den Medien, in welchen sie sich bewegen, angepaßt. Die h. Schrift läßt also freilich nicht den Meeresschlamm, aber doch das Meer eine Brutstätte durch das Wort Gottes werden. Wenn nun das von Gott bewegte Meer die Fische direct aus sich hervorgebracht hatte, konnte es nicht weiter indirect die Mutter der Vögel geworden sein, indem diese aus den Fischen ihre Entwicklung erhielten? Könnten wol Gottes Wort und das der materialistischen Philosophie sich auf die Weise an diesem Ort vereinen? Dagegen könnte man fragen: sollte Gott, nachdem er bisher einen so thätigen Antheil an Seiner Schöpfung genommen, dieselbe nun, ob schon sie noch nicht vollendet war, sich selbst überlassen haben? Doch wir ziehn unsre Frage zurück, denn Gott konnte auch auf diese Art schaffen, wenn Er gewollt hätte, und wollen den Inhalt der uns gestellten Frage untersuchen. Wir werden den Inhalt auf sämtliche Thierarten ausdehnen, und es versuchen zu zeigen, welchen Antheil an Entstehung der Arten Gott direct, und welchen die Natur gehabt hat.

Neuerdings hat die Theorie des Engländers Darwin über Entstehung der Thierarten in der gelehrten Welt und weit über

diese hinaus Aufsehn erregt. Dieses Aufsehn ist ein durchaus begründetes nicht allein Seitens der Theorie an sich, sondern auch seitens Darwins meisterhafter Begründung dieser Theorie. Dieselbe lehrt die Abstammung der gesammten Thierwelt von ursprünglich einem einzigen Thierindividuum. Diese Behauptung wird von Darwin durch den Nachweis einer individuellen Variabilität, einer Vererbung und eines Kampfes um das Dasein im Thierreich gestützt. Die individuelle Variabilität besteht darin, daß die Nachkommen andere Merkmale als die Eltern erhalten und annehmen; die Vererbung in Mittheilung der elterlichen Eigenthümlichkeiten an die Nachkommen. Der Kampf um das Dasein bezweckt, oder macht es nothwendig, daß die gegen den Einfluß der Außenwelt schlechter ausgerüsteten Kinder eher, als die dagegen gut gerüsteten untergehn, und dadurch ein stetiger Fortschritt des organischen Baues in der Erscheinung der Thierart stattfinden muß. Diese Theorie will aber nach ihrer Auffassung nicht blos die Entstehung der Thierarten, sondern auch die der höheren systematischen Abtheilungen, in welche die Zoologen bestimmte Thiergruppen gesondert haben, mit derselben Berechtigung erklärt wissen. Es findet demnach laut dieser Theorie ein allmähliges aufsteigendes Auseinandergehen der Thierwelt statt, so daß die folgenden Glieder, also die Nachkommen nicht blos im Bau fortschreiten, sondern sich auch unter einander immer unähnlicher werden. Nicht allein Schwein und Flußpferd, sondern auch Schwein und Löwe, wenn auch weiter zurück als die ersteren, haben als unähnliche Nachkommen ähnliche Urahnen bejessen. Das Meisterhafte an Darwin's Werk ist die wirklich höchst anschauliche und anziehende Darstellung und wahrhafte Begründung der allerdings schon längst bekannten Thatsache, daß verschiedene Thiere sich unter Umständen, namentlich unter menschlicher Züchtung verändern können. Diese wohlbegründeten Thatsachen, welche eine Zierde Darwin'scher Arbeit sind, bilden den festen Ausgangspunkt der Theorie. Aber um die Ergebnisse seiner Forschung an Thieren unter begrenzten Verhältnissen auf die Entstehung und Entwicklung der ganzen

Thierwelt zu übertragen, geräth Darwin auf das Gebiet unbegründeter Hypothesen, und schließt endlich seine Theorie in einem späteren Werk über den Menschen mit einem kläglichen, seiner Kenntniß und Arbeitskraft unwürdigen Phantasiebilde. Für Entstehung der Arten, mehr im Sinne der Abarten, werden wir später auch die Resultate der Darwin'schen Forschung mitreden lassen. Gegen Darwins und seiner Freunde Meinung aber über die Entstehung des gesammten Thierreichs wenden wir uns zur Abwehr eines so Natur- wie Gottwidrigen Irrthums. Die oberen Abtheilungen der Thiergruppen, die Klassen und Ordnungen zeigen keine Uebergänge von der einen zur anderen, um Darwin zu unterstützen. Thatsächlich fehlen die hypothetischen Uebergänge sowohl in der lebenden, als in der ausgestorbenen Thierwelt. Im Gegentheil, der mangelnde Nachweis dieser Uebergangsglieder erregt gerechten Zweifel an der Wahrheit der Theorie; zumal die Feindschaft wider den göttlichen Schöpfer der Bibel mit dieser Theorie ihre Blöße in Betreff der Entstehung der Organismen gedeckt findet. Gott giebt nun freilich nicht an, wie Er die Thierarten geschaffen hat; und die h. Schrift bliebe stumm, wenn wir der Darwin'schen Theorie bis zur Entstehung der Thierklassen Berechtigung einräumten. Die Entstehung der Thierklassen, der Fische, Vögel, Säugethiere, Würmer u. s. w. nach Darwin erklären, hieße dennoch der h. Schrift in's Angesicht speien. Auch die Natur selbst spricht gegen Darwin und dessen Vorläufer, Genossen und Schüler, so daß dieselben nicht nur über den Ursprung, sondern auch über die Entwicklung der Thiere im Irrthum beharren.

Wir wollen uns in dieser wichtigen Frage um Entstehung der organischen Arten nicht allein eine negative, sondern auch positive Stellung bewahren. Was wir für die Artenentstehung der Thiere als maachgebend gefunden haben, ist auf die der Pflanzen in gleichem Sinne anzuwenden. Wenn wir die Mannigfaltigkeit der Thierwelt betrachten, so finden wir bald heraus umfangreiche Thiergruppen, die einander sehr unähnlich sind. Eine aus in gewisser Hinsicht

ähnlichen Thieren bestehende Gruppe, z. B. die Fischgruppe, finden wir ganz unähnlich einer andern, welche ebenfalls in sich Thiere, die unter einander eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, schließt z. B. der Insektengruppen. Fische, Insekten, Säugethiere, Schlangen, die solche große Thiergruppen bilden, sind mit einander nicht verwandt, und können in keine generative Abhängigkeit von einander gebracht werden. Heben wir aus diesen großen, von der systematischen Zoologie als Klassen bezeichneten Thiergruppen eine, etwa die, weil den Meisten die bekannteste, Säugethiergruppe hervor, und stellen aus dieser die engeren Thiergruppen, welche als Ordnungen bezeichnet werden, einander gegenüber, so finden wir allerdings schon eine geringere Verschiedenheit in Bau und Lebensweise der Glieder der einen von denen einer anderen dieser Gruppen, als wir bei den Klassen fanden; jedoch eine Ueberbrückung, welche uns zu einer Abstammung dieser Thiergruppen von einander führen könnte, findet auch hier nicht statt. Elephant und Stier, oder Stier und Kater besitzen keine Zwischenglieder. Wenn wir weiter aus diesen schon engeren Gruppen die noch begrenzteren, welche mit dem Ausdruck der Familie bezeichnet werden, hervorheben und untersuchen, so geht es uns wie bisher. Vergleichen wir die Glieder einer Familie mit denen einer anderen, so können wir auch hier nicht irgend eine Veranlassung und Stütze für die Annahme der Abstammung der Familien von einander finden. Führen wir uns z. B. aus der Ordnung der Raubthiere die Familie des Katzen- und die des Hundegeschlechts vor. Die Aehnlichkeit des Gebisses in diesen beiden Familien spricht doch nur für das ähnliche Futter, das diese Thiere genießen, und für die ähnliche Art und Weise, wie diese Thiere das Futter zu sich nehmen. Der Adler sucht dasselbe Futter, und wenn er dasselbe nicht zerkaut wie jene, so bleibt er doch in Betreff des Nahrungsbedürfnisses denselben sehr ähnlich, ohne daß wir den Adler mit Hund oder Katze in Verwandtschaft bringen könnten. Wir brauchen wol nicht die Verschiedenheit an den Organen zwischen Hund und Katze hervorzuheben, die Verschiedenheit der Krallen, des Felles, des Baues, der

Blutzelle, die Verschiedenheit in der Bewegung, der Lebensweise u. s. w. Es kommt noch vielmehr darauf an, daß die Psyche zwischen beiden durchaus verschieden ist. Ein Uebergang zwischen Hund und Katze existirt nirgends. Die Hyäne bildet keinen solchen Uebergang; sie ist gleich verschieden von der Katze, wie vom Hunde. Die Hyäne scheint die noch lebende Gattung einer sonst untergegangenen Familie zu sein.

Aber die Glieder einer Familie, deren Gattungen und Arten besitzen unter sich allerdings soviel organisch und psychisch Verwandtes nicht allein allgemeiner Säugethierbildung, sondern noch besonderer Familieneigenthümlichkeit, daß wir zur Untersuchung einer etwaigen Abstammung dieser Glieder von einander angepornt werden. Unsere vergleichende Untersuchung hat uns auch zur Annahme einer Abstammung der Glieder in den Thierfamilien von einander geführt. Wir meinen keineswegs mit unsrer Annahme der h. Schrift zu widersprechen. Erstlich giebt die h. Schrift durchaus nicht an, was sie unter Thierarten verstanden haben will. Der heute bestehende Begriff der Thierarten hat sich erst allmählig bei fortgesetzter Erforschung der Thiere festgestellt. Die h. Schrift kann unter Thierarten entweder mit uns den Begriff theilen, weil zu Moses Zeit dieselben Arten wie heute vorhanden waren, oder sie kann die Elterthiere der jetzigen Familien verstanden haben. Wir dürfen die Ausdrücke der h. Schrift nicht zu rigorös nach heute formirten Begriffen auslegen. Der Verfasser der Genesis lebte mehrere Jahrtausende vor uns, und mancher Begriff ändert sich doch schon in Jahrhunderten. Es gab eine Zeit, da der Name Schuft den Träger ehrte; heute mag wol kein Richter mehr so genannt werden. Dann sagt die h. Schrift auch nicht, daß Gott die Mannigfaltigkeit der Thierwelt nur auf eine Weise zu Stande kommen ließ. An der Erschaffung von Adam und Eva wissen wir, daß Gott hier eine verschiedene Erschaffungsweise angewandt hat. Weiter wissen wir, daß Gott die Reproduction, die Vervielfältigung der Kreaturen an von ihm bestimmte Ein-

richtungen gebunden hat. Er konnte auch den von Ihm erschaffenen Kreaturen nicht bloß das Gesetz für Vielfältigung, sondern auch ein Gesetz für deren Mannigfaltigkeit geben. Wir besitzen zur Beurtheilung dieser Anschauung eine historische Thatsache in dem Zerfall der einheitlichen Menschheit in eine Menge so sehr von einander abweichender Menschenracen, daß es den meisten Forschern, die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts aufzufinden, unmöglich ist. Lächerlicher Weise glauben manche Forscher, zwar die einheitliche Abstammung der ganzen Thierwelt, aber nicht die des Menschengeschlechts aussprechen zu dürfen. In beiden Fällen kommen sie wunderlicher Weise gerade zu der umgekehrten Angabe der h. Schrift. Wie einige philosophirende Gründer gnostischer Secten zu Beginn der Entwicklung des Christenthums mit ihrem Denken die h. Schrift verkehrten, ja Jehovah zum Fürsten der Finsterniß und den Schlangenfürsten zum Gott des Lichts und Wegweiser der Erkenntniß machten, so können die Materialisten auch heute nicht anders als der h. Schrift widersprechen. — Das Menschengeschlecht erhielt von Gott zur Zeit des Thurmbau's zu Babel eine so mächtige Variabilität, daß es sich in viele Arten zersplitterte. Man sage uns nicht, daß sich diese These nicht naturhistorisch nachweisen ließe. Es lassen sich viele aufgestellten und angenommenen Theorien noch viel weniger als diese These nachweisen. Aber für die Zerstreuung der menschlichen Einheit besitzen wir schriftliche Dokumente, welche uns an die Wahrheit dieser These als einer Thatsache zu glauben zwingen. Nicht allein die h. Schrift erzählt uns von jener Begebenheit, als der Veranlassung zur Zertheilung der einheitlichen Menschheit; sondern in religiösen Schriften alter Kulturvölker wird ebenfalls die Entstehung der Nationen, als von einer Einheit der Menschen ausgehend, dargestellt. So finden wir in der Zendavesta, daß ein Nachkomme des Djemschid's drei Söhne hinterläßt, von denen der eine Stammvater der Völker Irans, der zweite Stammvater der Völker Turans, und der dritte König von China wird. Setzt ist's schwer den Taren in Verwandtschaft mit dem Perser oder Germanen zusammen-

zustellen, während es leicht ist die Verwandtschaft des Germanen mit dem Slaven und Romanen darzuthun.

Die Verwandtschaft zwischen Tataren und Germanen oder zwischen Finnen und Slaven mag äußerlich weniger entfernt, als zwischen Rabe und Panther, oder zwischen Hund und Fuchs erscheinen. Aber halten wir daran fest, daß beim Menschen sich die Veränderlichkeit besonders auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete des Geistes, und beim Thiere auf dem diesem eigenen der äußeren Form und eines seelischen Triebes zeigt, so werden wir finden, daß für die Mannigfaltigkeit sowohl des Menschen, wie der Thierfamilie dasselbe Gesetz der Variabilität von Gott gegeben worden ist. Aus der Geschichte wissen wir, daß die Völkerracen sich in nicht langer Zeit gebildet haben, und beanspruchen auch für die Artenbildung der Thiere eine viel kürzere Zeit, als man sonst mit Darwin anzunehmen gezwungen ist. Immerhin mag beim Menschen sich die Artenbildung schneller als unter den Thierfamilien vollzogen haben; denn die menschliche Eigenthümlichkeit, der Geist, welcher sich eine Geschichte bildet, konnte die Artenbildung des Menschen präcipitirt haben. Vom Menschengeschlecht kennen wir den Zeitpunkt, da seine Artenbildung beginnt. Vom Thierreiche ist es nur unsere Annahme, wenn wir die Artenbildung desselben im obigen Sinne, sich zur Zeit der Schöpfung vollziehen lassen. Wir nehmen für die Thierfamilien also ebenso, wie für den Menschen zur Entstehung der Mannigfaltigkeit, die sich in den Arten ausdrückt, nicht eine neue Schöpfung, sondern ein in die Kreatur gelegtes Gesetz an. Wir sehen eben keinen Unterschied in der Verwandtschaft der Glieder einer thierischen Familie von der Verwandtschaft der Nationen unter sich. Aber das Gesetz unserer Variabilität ist, abgesehen vom Ursprung desselben, verschieden von dem im Sinne Darwins. Nach Darwin bildeten sich zunächst die geringeren Abweichungen, und erst später beim Auseinandergehen der Endpunkte, der neueren Generationen die starken Variationen. Wir nehmen an ein Gesetz kräftiger Variabilität, welches zu Anfang die auffallenderen Variationen und später geringere Abweichungen in den

Thierfamilien hervorbrachte. Wir nehmen an, daß das Gesetz stetig abgenommen hat, und jetzt seit Jahrtausenden nur noch in der Variabilität im Sinne Darwins besteht. Wir haben überall vom Geschick des Menschen auf das der niederen Creatur geschlossen. Auch heute bilden sich nicht mehr Sprachen und Dialecte in der Kraft der Ursprünglichkeit. Man fragt uns vielleicht, woher denn die Kraft des Gesetzes abgenommen? Wenn wir auch hoffen, nach einem Decennium oder mehr darüber strictere Auskunft geben zu können, so dürfen wir doch hier der berechtigten Frage keineswegs den Rücken wenden. Wir wollen nicht entgegen fragen, warum der Urslamm heute keine Variabilität mehr besitze; denn wir haben gezeigt, daß der Urslamm überhaupt nicht die ihm beigelegte Bedeutung besessen hat. Wir wollen auch nicht fragen, warum es keine Umstände gebe, unter welchen ein Leben erhalten werde; oder warum Alles altere; denn wir kennen die Antwort darauf, und werden selbst davon sprechen. Wir erinnern an die Zerplitterung der Urmaterie in Elemente von bestimmter Zahl. Aehnliches ging hier in lebenden Wesen vor. Gott begrenzte die Macht seines Gesetzes; Er stellte andere Gesetze diesem entgegen, wie die Vererbung. Er wollte Völker nicht Familiengruppen bauen; Aehnliches in der Thierwelt. Völkergruppen aber nicht Familien konnten die Kultur, welche im Glauben an Gott gipfelt, ausbauen.

Wenn Jemand die Familien der Thiere in einem Handbuche der Zoologie durchgeht, so wird er aus jenem uns manche Thiergattung als im Widerspruch mit unserer Anschauung vorhalten, daß diese Gattung sich mit der neben ihr stehenden nicht aus demselben Elternpaar habe bilden können, wenn Analogien überhaupt Geltung besitzen. Darauf antworten wir, daß wir das auch empfunden haben; aber erklären diesen Widerspruch einfach daraus, daß einzelne wenige Gattungen, mit denen man nicht richtig zu verfahren wußte, in eine ihnen eigentlich fremde Familie untergebracht worden sind. Es ist wol möglich, daß für manche solcher Gattungen die zugehörige Familie noch aus der Tiefe der Erde herausgebracht wird. Wir

meinen z. B. nicht, daß der Löwe in die Familie der Raqenthiere zählt. Aus dem bisher gesagten wird's klar geworden sein, wie wir gegenüber der heutigen Frage über die Entstehung der Arten unter den Thieren und Pflanzen stehn.

Am fünften Tage machte also Gott in der Nacht zu je einem Paar die kaltblütigen Wasserthiere und ihre Arten, und still wie die Nacht schossen die Fische durch Welle und Strom, und machte am Tage die warmblütigen Vögel mit Stimme und buntem Gefieder zu je einem Paar mit ihren Arten; und dieselben flatterten auf Sein Wort mit Jubeltönen in die Höhe gegen den Himmel. Das Leben der Schöpfung begrüßte den Tag mit lautem, glücklichem Schall.

Aus dem Wasser sind sie beide, Fische und Vögel, gekommen. Aber schlecht Wasser that es nicht allein, sondern das Wort Gottes, so bei dem Wasser war.

### Der sechste Tag.

Wir sind nun zum letzten Arbeitstag, an welchem Gott im Menschen den Schlußstein Seiner Schöpfung legt, angelangt. Wenn nun auch Gottes Wille und die diesem Willen entsprechende That- sache, wie wir es beim Wunder sehn, zusammenfallen; so jahn wir doch die Entwicklung der Kreatur, nachdem Gott durch Seine Arbeit den Impuls dazu gegeben, sich entsprechend der kreatürlichen Natur in langen Zeiträumen vollziehen. Von der Nacht zum Tage, und von einem Tage zum anderen sprach sich immer deutlicher eine fort- laufend zunehmende Entwicklung aus; indem dieser Fortschritt durch eine neue Arbeit Gottes angeregt wurde. An diesem Tage wird Gottes Werk vollendet. Es ist kein neuer göttlicher Eingriff in die Kreatur nothwendig, damit sich dieselbe bis zu dem von Ihm bestimmten Maße der Herrlichkeit entwickle. Nur der Sündenfall des Menschen führte später neue Arbeit Gottes herbei.

Wie am dritten Tage benutzte Gott auch am 6. als Material für die organischen Wesen das feste Land. Er bildet aber diesmal ganz andere Organismen als am dritten Tage.

- 1) In der Nachtarbeit macht Gott Vieh, Würmer und alle Thiere des Festlandes,
- 2) In der Tagesarbeit aber den Menschen.

### Die Nachtarbeit.

Bisher war der Boden der Erde häufigen Ueberflutungen ausgesetzt gewesen, und bot daher für das Leben der Landthiere noch keine gesicherte Stätte. Mit den tertiären Schichten unserer Erde verändert sich dieser Zustand. Das Land hat sich nun einen stabilen Standpunkt dem Meere gegenüber erkämpft. Das Landthier darf nun erscheinen. Wol stand das Land längst in duftigem Schmutz, aber dieser Schmutz war stumm. Zwar tönte die Luft schon reich von dem Sange und Jauchzen der Vögel; aber der Boden der Erde blieb stumm, und Niemand freute sich über die üppigen Gräser, und keine Stimme begrüßte mit Befriedigung die an Nahrung reiche Steppe. Da ließ Gott die Landthiere mit ihrer Stimme zu je einem Paar, einem männlichen und weiblichen Thiere, aus der Erde hervorgehn. Eine neue Schöpfung Gottes waren diese Thiere. Eine andere Seele, als die der Fische und Vögel wurde in neue organische Form gelegt. Die dem Menschen im organischen Bau schon viel ähnlicheren Säugethiere und die fluge Schlange gingen aus der Erde hervor. Die Schlange scheint uns nach der h. Schrift ursprünglich auch Füße besessen zu haben. Wir legen kein Gewicht darauf, wenn wir in diesem Sinne Worte aus dem Fluch über die Schlange auslegen. Aber noch heute zeigt die *Boa constrictor* Rudimente von Extremitäten am Schwanztheile, und läßt sich dadurch diese in Europa nur selten gesehene Schlange leicht von der *Python Tigris*, die für die *Boa* in Menagerien betrugsweise gezeigt wird, unterscheiden. Die Schlange ist noch eben ein fluges Thier, was dem Aegypter und Indier mehr bekannt ist als uns Europäern. Sie ist ein Symbol der Weisheit, und, wenn sie ihr Schwanzende küßt, auch das symbolische Zeichen der Ewigkeit.

Der Stier, das Roß, der Kater und der Bock, die Giraffe,

der Löwe, die Antilope, der Tiger und wie sie alle heißen, die Thiere des Landes gingen mit ihren Weibchen durch Gottes Wort aus der Erde hervor, und grasen in demselben Thal und auf der nämlichen Höhe neben einander.

Aber auch von diesen Thieren ist manche Art und Gattung zum Theil durch Naturereignisse, zum Theil später durch Verfolgung untergegangen. Auch durch den Menschen ist manche Thierspecies ausgerottet worden. Natürlich sind in den Gegenden, wo die Kultur des Menschen mehr Terrain gewonnen hat, auch mehr Glieder der Thierwelt verschwunden, oder doch dem Aussterben nahe. In Europa, und besonders in dessen westlicher Hälfte findet daher die Verdrängung der wilden Thiere am Meisten statt. Der Löwe, welcher früher in Griechenland und drüber hinaus heimisch war, ist dem Europäer nur durch die Menagerien und Thiergärten noch bekannt. Das Elch ist auch in Rußland selten geworden, während der Ur nur noch, durch Gesetze geschützt, sich in geringer Menge im Gouvernement Grodno aufhält. Der feige Wolf lebt hauptsächlich in slavischen Marken; doch in den Waldungen der Ardennen merkt man, daß einst auch Europas Westen ihm heimische Stätte geboten. Erst kämpfte der Mensch mit den Thieren des Waldes und der Flur um gesichertes Dabein, jetzt kämpfen Mann gegen Mann um dasselbe Ziel. Manche Thiergattung und Art mag schon vor Erscheinung des Menschen untergegangen sein. Wir wissen nicht, ob der nordische Riese, das Mammuth, das Geschloß des Menschen gekannt hat oder nicht. Von anderen riesigen Vorfahren des heutigen Geschlechts, wie vom Riesenhirsch, wissen wir, daß manche derselben auch im Kampfe gegen den Menschen erlegen sind. Aber alle die Thiere, welche kamen und gingen, und die da heute noch leben, hatten und haben ihre Existenz allein durch Gottes Wort. Eine andere Ursache ihres Ursprungs als Gott ist nicht vorhanden gewesen.

#### Die Tagesarbeit.

Die Schöpfung wird herrlicher, als irgend ein Engel es sich vorstellen konnte, vollendet. In der Schöpfung des Menschen wurde

die Materie nicht bloß abermals auf eine neue Art, wie am fünften Tage von der Pflanze jetzt vom Thiere unterschiedlich belebt; sondern wurde auch — Himmel und Erde verstummet! — mit einer Wesenheit, die das Abbild des Schöpfers selbst war, versehen. Nach dem Bilde Seiner Selbst schuf der dreieinige Gott den Menschen. Im anatomischen, organischen Bau erwies sich der Mensch als das höchst begabte, irdische Wesen, dessen Seele sich durch ihre Wesenheit von der Seele der Thierwelt, wie deren Seele vom Leben der Pflanze unterschied. Aber die Differenz zwischen der menschlichen Seele und der des Thieres war eine tief klaffende gegen die Differenz zwischen Thierseele und Pflanzenleben. Des Menschen Form, nicht selbst elementär, sondern zusammengesetzt, war zerstörbar; nicht so die menschliche Seele, während die des Thieres mit der Form untergeht. Doch darin besteht noch nicht der Ausdruck des tief gehenden Unterschiedes zwischen Thier- und Menschenseele. Selbst wenn die Seele des Thieres mit ihrer Form noch nicht zerstört wäre, sie käme der hohen Würde der menschlichen doch nicht nah; denn die Seele des Menschen war wie Gottes Wesenheit. Die Seele des Menschen hatte mit dem Gottähnlichen Geiste noch ein anderes Vermögen erhalten, und dieses war nicht zerstörbar. Mit Vernichtung der irdischen Form wäre ohne den Geist die Seele zwar nicht eigentlich, aber doch so gut wie zerstört gewesen; denn ihr hätte die Form oder das Vermögen zum Verkehr mit dem, was sie nicht war, der Außenwelt gefehlt. Wie die Seele des Menschen mit dem organischen Bau die irdische Außenwelt wahrnimmt und sich zu dieser in Beziehung setzt, so vernimmt und liebt sie mit dem Geiste die himmlische Außenwelt, deren Centrum Gott ist.

Es ist geradezu unverständlich, wie man den Ursprung des Menschen hat mit dem des Thieres auf eine Ahnenleiter zurückführen wollen. Es ist das seitens geschiedter, kenntnißreicher Männer geschhehn. Männer, die nicht allein mit aufrichtigem Fleiße Kenntnisse in sich aufgespeichert, sondern auch mit Ernst diese Kenntnisse für ihr Denken verwandt haben, stehn für die absurde Abstammung

des Menschen vom Thiere ein. Der Abfall von Gott treibt sie eben aus einem Irrthum in den anderen, und statt den Völkern eine Leuchte zu sein, sind sie denselben ein Irrlicht zum Verderben geworden. Uns erscheint jene Abstammungstheorie so unsinnig, daß wir lieber über dieselbe schwiegen, aber um derer willen, für die wir überhaupt schreiben, dürfen wir auch hier nicht schweigen. Wir werden hier unseren Einwand gegen jene Theorie vorbringen; in einem besonderen Abschnitt aber die Bedeutung des Menschen eingehender besprechen.

Wenn sich schon die Abstammung der Thierfamilien, der Ordnungen und Klassen von einander nicht nur als ungegründet, sondern sogar als vollständig unwahr erwies; wieviel mehr muß dann alles das, was uns in dieser Beziehung als das Richtige und Wahre entgegentrat, für den Menschen, der auch im gesunkenen Zustand der wilden Völker noch mit riesiger Seele über der ganzen Thierwelt steht, Geltung haben. Es ist gesagt worden, daß die Differenz zwischen dem Pavian und dem Chimpansen größer als die zwischen letzterem und dem Australneger; während dagegen die Differenz zwischen dem Chimpansen und dem Australneger geringer als die zwischen diesem und einem Götze sei. Die Differenz der geistigen Begabung zwischen dem Australneger und einem Götze ist allerdings sehr groß; jedoch klein im Vergleich zu derjenigen zwischen dem Australneger und dem Chimpansen. Der Unterschied zwischen beiden letzteren ist ein wesentlicher, in der Befenheit beider Theile begründet; während zwischen dem Australneger und einem Götze kein solcher Unterschied vorhanden ist. Die Differenz zwischen Chimpanse und Australneger ist eine stabile Seitens des Chimpansen, der nicht in der Entwicklung fortschreiten kann. Dagegen ist die zwischen dem Australneger und einem begabten studirten Manne eine labile. Durch Belehrung des Negers kann diese Differenz geringer werden. Allein wie groß auch der Unterschied geistiger Begabung zwischen einem unbegabten Wilden und einem hochgebildeten Genie sei; es leisten doch die Koryphäen des Menschengeschlechts mit ihren hochgeistigen Mitteln in der Auf-

nahme des Glaubens in ihre Seele nicht mehr als der Australneger. Auch haben Männer wie Göthe, Napoleon I., Bismarck keineswegs für eine Verbesserung des Menschengeschlechts unter Darwins Theorie gesorgt. Ja, die Verbesserung der Nationen in diesem Sinne geschieht vorzugsweise aus den Männern mit dem Köhlerglauben. Freilich haben die geistigen Kräfte in der Menschheit, aber in einem ganz anderen Sinne, als die Darwinisten die Verbesserung der Arten vor sich gehn lassen, für Verbesserung der Menschen gesorgt. Die Verbesserung der Menschen geschieht eben nicht so sehr auf dem Wege der Züchtung, als vielmehr auf dem geistigen Wege der Belehrung. Daß Gott uns mit hochbegabten Lehrmeistern wie mit einem Martin Luther versorgt hat, wollen wir Ihm danken.

Mit der ersteren Gleichung, in welcher der Unterschied zwischen Pavian und Chimpanse für größer als zwischen Chimpanse und Neger erachtet wurde, steht es ähnlich wie mit der eben besprochenen. Der Australneger besitzt einen, wenn auch noch so verkommenen Geist; und es ist möglich, daß einer dieser Race von einer Klarheit zur anderen fortschreite. Dagegen besitzt der Chimpanse ebenso wenig Geist wie der Pavian, und ist das Gehirn und dessen subtile Thätigkeit, wenn auch bei dem einen größer als beim anderen, doch bei beiden gleich stabil.

So Treffliches Darwins Arbeit über die Entstehung der Thierarten enthält, so wenig Anerkennung verdient dessen Arbeit über den Menschen. Man lese selbst im Darwin, wie nach demselben die einzelnen Momente der menschlichen Seele bereits in der Seele des Thieres vorgebildet, und wie diese seelischen Momente im Menschen zu hoher Entwicklung gekommen sind. Jeder wird leicht selbst die Unhaltbarkeit der Darwinschen Auseinandersetzung constatiren. Am Besten hat Darwin unseres Erachtens bei Behandlung des Gewissens gedacht. Da der Mensch seiner Natur gemäß sich vervollkommen muß, so entsteht in ihm das böse Gewissen, wenn er Gedanken hegt oder Handlungen ausübt, welche ihn an dieser naturgemäßen Vervollkommnung hindern. Dies, glauben wir, ist die Quintessenz der

Darwin'schen Ansicht über das böse Gewissen. Dagegen hat nach Darwin der Mensch Gewissensruhe, ein gutes Gewissen, behagliches Gefühl, wenn seine Gedanken oder Handlungen zu seiner Bervollkommnung beizutragen im Stande sind. Es ist ja nun gewiß im Menschen ein solches Gewissensgesetz, und dieses trennt denselben gerade vom Thiere. Aber wir finden es nicht, daß dieses Gesetz in der Menschheit dieselbe vollkommener gemacht hat. Es ist an der Menschheit kein stetiger moralischer Fortschritt, der auf diesem Gesetz basiert ist, nachzuweisen. So lange der Mensch dieses Gesetz in sich aufrecht erhält, wird er keine sittlichen Rückschritte machen. Aber viele Nationen haben es uns gezeigt, und zeigen es noch heute, daß dieses Gesetz des Gewissens in ihnen mehr und mehr erlischt, und daß damit ein sittlicher und Kulturrückschritt verbunden ist. Die wilden Völker sind zum Theil dadurch wilde geworden. Die alten Kulturreiche sind durch Rückschritte in der Moral zu Grunde gegangen. Auf der Höhe der heutigen Kultur zeigen sich auch bereits retrograde Anschauungen auf dem Gebiete der Ethik. Der intellectuelle Rückschritt muß die endliche Folge davon sein. Wenn nun auch dieser Rückschritt der Menschheit für eine Zeit durch Eintritt neuer Völker in die Geschichte, etwa durch Japanesen oder andere sollte aufgehalten werden; mit dem Eintritt derselben Erscheinung bei diesen müßte der Rückschritt doch endlich unaufhaltbar ein stetiger werden, und die Menschen wieder zu Affen, und schließlich zu Meer-schlamm und vielleicht Kohle sich wandeln. Dennoch wird von einem Fortschritt des Menschen zu einer höheren Organisation geträumt. Durch Züchtung geht das nun einmal auch nicht. Der Ernst jenes Traumes wetteifert mit dem der Auferstehungslehre. Wir kennen den Weg des Fortschritts für die Menschheit. Er besteht in dem Glauben an Jesus von Nazareth. Dieser Glaube sichert es uns zu, daß unsere Bollendung mit der Auferstehung der Todten zusammenfallen wird. Doch davon wollen nicht bloß die Darwinisten, sondern auch viele andere Denker und Nicht-Denker kein Wort hören; weil

dabei ein Gewissen, das anders als das im Sinne Darwins spricht, aufgeweckt wird.

Sa, das Gewissen ist ein schneidendes Moment, welches eine nicht überbrückbare Kluft zwischen Thier und Menschen herstellt. Das Thier in Verbindung mit dem Menschen, das Haushier besitzt ein seelisches Moment, welches an das Gewissen des Menschen erinnert. Dieses thierische Gewissen bezieht sich auf den Befehl des Menschen, seines Herren. Das Gewissen des Menschen bezieht sich aber auf den Willen des unsichtbaren Gottes. Das Gewissen des Thieres ist das Gewissen des Knechts; das des Menschen aber ist der Ausdruck der Freiheit. In der Freiheit geht jenes thierische Gewissen unter; das des Menschen steigert sich in der Freiheit, die ihm der Glaube an Christus bietet. Es heißt, das Gewissen bedeute, daß ich es wisse, daß Gott es weiß, was ich weiß. Steht schon das also gekennzeichnete Gewissen hoch über dem thierischen dadurch, daß, während dieses ein seelisches, jenes ein geistiges, das Gott vernimmt, sein muß; so steht doch noch höher das Gewissen des freien Christen. Es läßt sich dieses also kennzeichnen, um eine ähnliche Form wie für das eben hervorgehobene Menschengewissen zu brauchen: Ich weiß, daß Gott weiß, daß ich es weiß, was Er weiß. Dort lag der Accent darauf, daß Gott meinen, hier darauf, daß ich Gottes Willen kenne. Dort stand mir gegenüber der Wille Gottes: Gott will, daß ich will, wie Er will; hier steht mir der Wille Gottes zur Seite: ich will, wie Gott will. Dort sagte mir das böse Gewissen: du kannst nicht, und willst nicht; hier sagt es mir: du willst zwar, aber kannst nicht. Dort deckte sich das beschädigte Gewissen mit dem Versprechen: ich werde versuchen zu wollen, was Gott will; hier deckt es sich nicht mit einem neuen eigenen Willen, sondern mit dem Willen Gottes. Das ist aber der Wille Gottes, daß wir glauben, daß Jesus der Christ sei. Das Gewissen des Menschen spricht aber hier und dort für das Bewußtsein des Menschen, daß er in Beziehung zu Gott stehe. Dieses Bewußtsein im Menschen ist der durchgreifendste Unterschied zwischen

dem Menschen und dem Thier. Dieses Bewußtsein leugnen, heißt sich als Mensch verleugnen. Wie von diesem Bewußtsein Natur und Geschichte lehren, haben wir im ersten Abschnitt gesprochen.

Ein anderer deutlicher Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere ist der Besitz der Sprache Seitens des Menschen. Vergeblich bemüht sich der große Forscher für dieses Moment eine Brücke vom Thiere zum Menschen zu finden. Er macht sich dabei nur lächerlich. Daß das Thier eine Seele hat und sich auch verständlich machen kann, wissen wir Alle. Aber durch eine Sprache sich verständlich machen, ist ein Gut des menschlichen Geistes. Nicht Klang und Artikulation machen den wesentlichen Unterschied zwischen dem Ausdruck des Menschen und Thieres aus, sondern das Wort der Sprache scheidet den Ausdruck des Menschen vom Laut des Thieres. Durch die Sprache können wir untereinander auch über nicht gegenwärtige Dinge verkehren; vermitteltst der Sprache von Gott reden und lehren. Das Wort hängt mit dem Selbstbewußtsein des menschlichen Ich's, der menschlichen Persönlichkeit zusammen. Das Thier hat gewiß auch von sich, als einem selbstständigen Organismus Bewußtsein; aber es hat keinen Begriff von der Bedeutung dieses Bewußtseins. Das Wissen von der Bedeutung seines Selbstbewußtseins, das eigentliche Selbstbewußtsein macht den Menschen zu einer Person, welche mit ich, du und er redet. Mit derselben geistigen Eigenheit, mit welcher der Mensch seine eigene Wesenheit, Stellung und Bedeutung in der Welt erkennt oder verkennt, versteht oder mißversteht er auch die Wesenheit anderer Wesen und Dinge. Daher macht sich der Mensch Begriffe, Worte und Sprache.

Auch die Kunst ist eine Gabe des Menschen, welche ihn vom Thiere wesentlich unterscheidet. Schön und häßlich unterscheiden noch nicht, sondern das Schöne und Häßliche mit Bewußtsein und Verständniß ausdrücken, bedeutet diese Gabe. Die Kunst ist eine Schwester der Sprache, wenn auch ihre Grenzen fester formulirt sind. In Betreff der Kunstgabe existirt auch kein Uebergang vom Thiere zum Menschen. Die Bauten der Thiere sind ganz stereotyp,

und lediglich zum eigenen Nutzen derselben bestimmt. Wenn wir von den oft sehr praktischen und festgezeichneten Bauten der Thiere überrascht sind, so lag es in den Thieren doch wahrlich nicht, sich oder uns ein Kunstwerk vorzuführen. Es ist diese Baugabe eine von Gott manchen Thierarten verliehene eigene Gabe, wie ja alle Thiere auch ihre besonderen seelischen Gaben erhalten haben.

Doch es ist nicht nothwendig, um zu zeigen, daß der Mensch seine Herkunft nicht aus der Thierwelt hat, alle Momente, welche uns vom Thiere wesentlich unterscheiden, aufzuzählen. Es genügen dafür die vorgesführten, besonders der Glaube an den lebendigen Gott, die Quelle unsrer Sittlichkeit und Seligkeit.

In manchen Merkmalen, wie im Bau und vielen physiologischen Vorgängen besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Menschen und Thier. An diesen Merkmalen erkennen wir, daß auch wir, wie Pflanze und Thier aus der Materie, auf welcher wir leben, gebildet sind. In manchen Zuständen verhalten wir uns ähnlich dem Thiere; doch haben dieselben für uns auch eine geistige Bedeutung. Durch unsere geistige Liebe heben wir uns in der Ehe wesentlich vom Thiere und seinem Triebe ab. Diese Liebe ist's, welche die Dichter besingen, und die auch unser Herz bis in die Tiefe berührt. In Verkennung dieser Liebe zieht dieselbe der Philosoph Hartmann in den Koth. Daß dessen abstruses Denken sich so verirren konnte, wundert uns nicht; aber den Ekel an der Ehe, welcher einen unserer Apolopeten erfüllt, verstehn wir nicht. Das ist die Paulinische Anschauung nicht. Wir wissen das Verlangen nach Ehelosigkeit zu schätzen, zumal wo es um des Reiches Gottes willen geschieht. Aber der giebt nicht Koth, sondern eine schöne Perle für die schönere und edlere hin. Gott selbst hat in der Ehe den Weg der Vielfältigung des Menschen gegeben, und wir danken Ihm für diesen Weg, wie für alle seine schönen Gaben. Wer in der Ehe lebt, lebt ebenso keusch wie der, welcher außerhalb derselben steht. Wir hören es gern die Ehelosigkeit hoch stellen, aber wir lassen die Verbindung der Ehe nicht verunglimpfen.

Wer in der Ehe nur eine Entwicklungsstufe der Ordnung sieht, dem kann auch der Staat nur eine weitere Entwicklung thierischer Zustände sein. Der Staat ist ein Kunstbau nicht einer Persönlichkeit, sondern eines ganzen Volkes. Freiheit, Verkehr und Ordnung sind die bildenden Fundamente des menschlichen Staates. Die dem Staate ähnlichen thierischen Einrichtungen beruhen auf Züchtung.

An den Merkmalen, welche das Thier nicht besitzt, erkennen wir, daß im Menschen eine Wesenheit ist, welche dem Thiere abgeht. Jene Merkmale, welche den Menschen vom Thiere wesentlich unterscheiden, machen eben den Geist des Menschen aus. Das Thier besitzt zwar eine Seele, aber keinen Geist.

Gott beendet Seine Arbeit, indem Er Erde nimmt, den Menschen daraus formt, und diese Form anbläst, um derselben Seine Wesenheit zu geben. Also ist der Mensch wesentlich wie Gott, wie er wesentlich auch von der Erde ist. Es ist eine Thorheit, den Menschen und dessen aus ihm gebildetes Weib zu Gott, wie die Pantheisten, eine Narrheit den Menschen, wie die Materialisten, zum Thiere machen. Der Mensch des Paradieses ist geschaffen, und somit eine Kreatur Gottes. Er ist die Kreatur mit göttlicher Wesenheit in materieller Form.

Der Schlußstein der Schöpfung ist damit gesetzt, das Sechstagswerk beendet. Die Materie lobt und dankt ihrem Schöpfer mit dem Bewußtsein ihres Schöpfers und ihrer selbst im Menschen.

Wir wollen in einem besondern Abschnitt von der Bedeutung dieses Schlußsteins der Schöpfung sprechen. Wir scheiden dazu einen besondern Abschnitt ab, nicht nur weil wir darüber mehr, als für diesen Tag passend scheint, zu sagen haben; sondern auch weil wir dabei über den Schöpfungsbericht hinaus auf spätere Thatfachen schauen werden.

### Dritte Abtheilung.

Wir haben im Verlauf der göttlichen Schöpfung gesehen, wie Gott Seiner Schöpfung eine gewisse Unabhängigkeit von Ihm Selbst, eine eigene Selbstständigkeit für Entwicklung und Bestand gab. Diese Freiheit in der Selbstständigkeit der Natur ist so groß ausgefallen, daß die Forscher deshalb ihre Thorheit des Abfalls von Gott nicht allein für berechtigt, sondern gar für die höchste auszubietende Weisheit erachten.

Diese Anlage der Natur zur Freiheit hat im Menschen ihre Vollendung erhalten. Während die übrige Natur auf Erden allerdings Selbstständigkeit besitzt, so ist sie doch in sich selbst abhängig. Das Einzelwesen besitzt keine eigene Entscheidung, sondern wird bestimmt von dem Ganzen seiner Umgebung und den Gesetzen in ihm selbst. Der Mensch wurde aber nicht allein ebenso, sondern auch mit einer Wesenheit, welche über den Gesetzen in ihm und um ihn stehn sollte, angelegt. Sein freier Wille sollte die Natur, auch in ihm selbst beherrschen. Wir sahen, daß im Menschen die Wesenheit der Natur mit einer göttlichen Wesenheit zu einem einheitlichen Wesen verbunden war. Das also war das Ziel Gottes in der Schöpfung: Die Erschaffung einer Wesenheit, welche das Abbild der Seinen war, und die Verbindung dieser erschaffenen göttlichen Wesenheit mit der erschaffenen Materie. Von einer Emanation oder Incarnation ist auch hier nicht die Rede. Daher war nun die Freiheit des Menschen die der göttlichen Wesenheit. Allein der Mensch bewahrte nicht die ihm von Gott gegebene Freiheit. Durch Ungehorsam wurde er ein Knecht der finsternen Mächte. Erst Jesus blutiges Leiden erlöste ihn von dieser Knechtschaft, und erwarb ihm eine Herrlichkeit, welche die erste zu überstrahlen vermochte. Im Glauben an Jesus verbindet sich die geschaffene göttliche Wesenheit, welche durch die Sünde entstellt ist, mit der ewigen. Wir haben also eine dreifache Bedeutung des

Menschen zu beachten. In jeder bleibt er das Ziel Gottes. Wir werden zuerst die Bedeutung des ursprünglichen, dann die des sündigen und zuletzt die des erlösten Menschen eingehender vorführen.

### Die Bedeutung des ursprünglichen Menschen.

Wir sahn, daß der ursprüngliche Mensch die Vereinigung zweier Wesenheiten zu einem einheitlichen Wesen ausmachte. Um nun des Menschen Einheit besser zu verstehn, wollen wir seine zwiefache Wesenheit getrennt betrachten.

Der Mensch wurde nach dem Bilde Gottes geschaffen. Verstehn wir Gottes Rath, wie dieser sich in der ganzen Heilsgeschichte kund thut, recht, so war es Gottes Wille, Sich in Seinem Sohne mit der Kreatur zu verbinden. Diese Verbindung sollte in freier, hingebender Liebe von beiden Seiten stattfinden. Da schuf Gott eine Kreatur, welche die freie Gottesliebe in deren ganzer Fülle in sich aufnehmen, bewegen und wiedergeben konnte. Dazu bedurfte diese Kreatur für ihre Natur nothwendig der Wesenheit Gottes. Diese Kreatur war nun der Mensch: im Himmel und auf Erden die einzige Kreatur, welche die Wesenheit Gottes in ihrer eigenen Natur besitzt. Definiren läßt sich die göttliche Wesenheit eben so wenig wie die materielle. Beide erklären wir durch ihre Eigenthümlichkeiten, welche als Eigenschaften und Kräfte näher bezeichnet werden. Die Theologie und Naturwissenschaft belehren eingehend, jede in ihrer Sphäre, über die betreffenden Eigenschaften.

Aber der Mensch ist auch vollständig materielle Kreatur. Seine irdische Form besteht aus denselben Stoffen und Kräften, wie die Form aller lebenden organischen Wesen. Diese Form des Menschen, Adams Leib schloß daher wie die anderen organischen Leiber die Möglichkeit der Zerstörung in sich. Der menschliche Leib bedurfte zu seiner Existenz der Nahrung und Athmung; wie das ja deutlich aus dem Befehl Gottes: „Du sollst essen von allerlei Früchten!“ hervorgeht. War nun auch der ursprüngliche, menschliche Leib mit der Möglichkeit, so war er doch nicht mit der Nothwendigkeit des

Todes angelegt. Es ist das ein durchgreifender Unterschied in der Anlage. Der menschliche Leib mußte nicht, wie heute jedenfalls einmal zu Grunde gehn. Das abgängige Alter sollte der Mensch im Paradiese nicht kennen lernen. Eine zufällige Realisirung jener Möglichkeit zu sterben, war durch die Früchte des Lebensbaumes unmöglich gemacht. Das Thier, glauben wir, war nicht allein mit der Möglichkeit, sondern auch mit der Nothwendigkeit des Todes geschaffen. Wenn Gott an Adam sagt: „so wirst du sterben!“ so meinte Gott offenbar, daß Adam den Tod bereits durch eigene Anschauung kannte; denn sonst wußte derselbe sich nicht vor der Drohung zu fürchten. Gott sagt mit jenen Worten: dann wirst du nicht mehr sein, wie Gott, der da lebt, sondern wie das Vieh, welches stirbt. Das Zeugniß der Natur für die nothwendige Sterblichkeit des thierischen Organismus ist die Fortpflanzung. Die Fortexistenz des Thieres bestand wie heute in der Reproduction seiner selbst, in den Jungen. Der Mensch gehörte nun aber nicht blos dieser Natur an, und sein Organismus war daher vor aller anderer, irdischer Kreatur durch besondere Anlagen, und eben auch mit dem Ausschluß nothwendiger Sterblichkeit ausgezeichnet. Der Tod, welcher später über den Menschen als eine starre Nothwendigkeit verhängt wurde, hatte auch noch eine ganz andere Bedeutung, als die des Zerfalls der Organismen. Der Tod des Thieres, dessen Dasein mit diesem Tode abschloß, war nur ein einfacher, natürlicher Vorgang. Schon dadurch war ein Unterschied im Tode des Menschen gegeben, daß des Menschen persönliche Existenz mit dem Zerfall des Organismus nicht aufhörte. Allein es entstand da durch diese Trennung von Leib und Seele eine Schädigung am einheitlichen Wesen des Menschen. Das Leben desselben repräsentirte nach dem Tode nicht mehr das Leben, welches bei der Schöpfung von Gott gegeben war. Der Mensch konnte daher nicht mit der Nothwendigkeit des Todes geschaffen werden. Die Fortexistenz der sündigen menschlichen Seele ohne den Leib kann auch mit dem Ausdruck des Todes bezeichnet werden; denn wie der todte Leib nicht mehr aus der Natur, konnte

der sündige Geist des Menschen nicht mehr aus der Quelle seines Lebens, aus seinem Gott Nahrung schöpfen. Wie die zerstörten organischen Stoffe zwar noch Existenz besitzen, aber nicht mehr das Leben bilden; so muß es ähnlich mit dem zerstörten Geist sein. Aber der Unterschied zwischen Materie und Geist blieb und bleibt derselbe im Tode wie im Leben: während die organische Materie kein Bewußtsein ihrer selbst besitzt, so zeichnet sich auch der todte Geist durch das Selbstbewußtsein, das dem elenden Zustande entsprechen muß, aus. Doch durch die Trennung von Leib und Seele allein wurde der Tod noch nicht das grausige Schreckbild, welches er geworden. Der Tod, wie er seit dem Sündenfall besteht, ist nicht nur ein von Gott verhängter Naturproceß, sondern auch ein dämonischer Vorgang. Gott entzog sich Selbst nicht blos dem abgefallenen Menschen, sondern gab auch denselben dem neuen Herrn des Sünders, dem Teufel und den dämonischen Genossen dieses Fürsten, unter denen der Engel des Todes eine imponirende Stellung einnimmt, als erworbenes Gut anheim. Wenn nun auch die übrige organische Natur den Zerfall als Nothwendigkeit in sich schloß, so hat doch auch ihr Tod seit dem Fall des Menschen noch eine andere Bedeutung wie vordem. Auch die Thiere erleiden im Sterben nicht blos einen Naturproceß, sondern zugleich den Schrecken der dämonischen Gewalt: Der Urmensch in Eden war ein Herr und Fürst der ganzen Erde und der lebendigen Wesen auf derselben. War es auch möglich, daß sein irdischer Leib zerstört werden konnte, so brauchte das doch nicht stattzufinden. Ziel z. B. der Mensch in's Wasser oder Feuer, so brauchte er nicht zu sterben; denn er war der Herr des Wassers und Feuers. Diese mußten ihm gehorchen. Mit seiner Niederlage kam seine ganze Herrschaft unter die Hand des Teufels. War nun im Paradiese auch die Möglichkeit der Zerstörung des menschlichen Leibes gegeben, so sollte doch diese Möglichkeit aufhören, wenn der natürliche Adam in den himmlischen gesenkt war. Das war das endliche Ziel Gottes: Seine Vereinigung im Sohne mit

dem Menschen; und darum war der Mensch das Ziel der göttlichen Schöpfung.

Aber der natürliche Mensch sollte sich zuvor noch entwickeln, seine Freiheit als wahrhaft freies selbst angeeignetes Gut erfassen. Er sollte dabei weiter nicht ein Einzelwesen bleiben, sondern eine Vielheit gleichberechtigter Personen, mit gleicher Wesenheit bilden. Gott fand es für die Entwicklung des Menschen nicht förderlich, wenn derselbe allein bliebe, und als das auch dem Menschen zum Bewußtsein kam, schuf er aus dem Menschen das Weib desselben. Welch ein Segen auf dem Verkehr ruht, haben wir genugsam erfahren. Freilich kann auch ein Fluch daraus erwachsen. Aus dem letzten Grunde sind die Zellengefängnisse hervorgewachsen. Aber, indem diese den Fluch des Verkehrs abwenden wollen, schütten sie auch den Segen, welcher vom Verkehr ausgeht, zu. Die Zellengefängnißstrafe im extremen Sinne ist eine Folter.

Der Urmench sollte sich vervielfältigen, und die gesammte Masse seiner Theile, die Menschheit an die Stelle des einen Menschen in das Verhältniß desselben zu Gott treten. Gott wählte zu dieser Vervielfältigung des Menschen, wie wir wissen, keinen neuen Weg; sondern organisirte den Menschen zu diesem Zweck wie die übrige organische Natur. Durch die natürliche Fortpflanzung in der Ehe reiht sich der Mensch an die organische Schöpfung Gottes naturgemäß an. Aber Gott zeichnete dieses Verhältniß unter den Menschen nicht allein durch eine auch von anderen Menschen anerkannte und von Ihm gesegnete Ehe, sondern auch dadurch aus, daß Er in das natürliche Verhältniß der menschlichen Ehe das Bild des himmlischen Verhältnisses zwischen Gott, dem Sohne und dem Menschen legte. Die Ehe besitzt die Bedeutung der Vereinigung zweier natürlicher Wesen zu einheitlicher Wesenheit. Das ist die ursprüngliche Bedeutung des irdischen, welches das Bild des himmlischen Verhältnisses trägt. Die andere Bedeutung der Ehe, die Vervielfältigung des Menschen hat keinen Antheil am Bilde des himmlischen Verhältnisses, und wird aufhören, sobald die von Gott bestimmte Grenze

der Bervielfältigung erreicht ist. In der Ehe bildet der Mann das Bild des Gottessohnes, während das Weib das Bild der christlichen Gemeinde darstellt. Wenn wir uns diese beiden Bilder vorführen, so werden wir leichter die Stellung der christlichen Gemeinde zum allmächtigen, heiligen Gottessohne verstehn.

Der Mann erhielt von Gott überwiegend productive, während mehr receptive Gaben dem Weibe verliehn wurden. Beim Manne ragt daher die Intelligenz des Verstandes hervor; indeß beim Weibe das Gefühl intonirt. Soviel auch die emancipirten Damen unserer Zeit mit ihrem Gefühl als einem prophetischen Genius pochen mögen; wir sprechen es doch als eine alberne Thorheit an, wenn man Mann und Weib gleiche Berechtigung des Berufs im Staate zusprechen will. Dem Weibe gehen nun einmal im Ganzen die Gaben des Mannes ab. Wie bisher wird der weibliche Genius sich nimmer bis zu den Höhen eines Raphael, Dante, Mozart, Homer, Luther, Göthe oder eines anderen Heros schwingen. Ihres Genius Schwingen sind nun einmal nicht productiv. Das Weib faßt Alles mit dem Gefühl auf. Ihr Urtheil basirt sich auf Gefühl. Wenn das Weib richtig gefühlt hat, so urtheilt es richtig; wenn es umgekehrt falsch gefühlt hat, so urtheilt es mit derselben sicheren Ueberzeugung der Wahrheit ihrer Meinung, aber eben falsch. Das Weib versteht es nicht, ihre subjective Meinung vom objectiven Befund zu scheiden. Des Weibes Ueberzeugung ist ein Glaube. Der Mann dagegen läßt die Thatsachen zu seinem Verstande sprechen. Seine Anschauung, sein Urtheil ist das Resultat einer Arbeit, der Arbeit des Verstandes. Er prüft die Gegenstände und Thatsachen, indem er dabei denkt. Des Mannes Ueberzeugung ist ein Gedanke. Der Mann trägt Verlangen nach Jemandem, der seine Producte des Denkens oder Handelns in's Gefühl aufzunehmen versteht. Das Weib dagegen trägt Verlangen, ihr Gefühl mit Productionen, die es selbst nicht sich darzubieten vermag, auszufüllen. Daher sucht der Mann das Weib, und giebt sich das Weib dem Manne hin. Der Mann zeichnet sich durch Intelligenz, Kraft und Muth aus;

und dem intelligenten, energischen Manne beugt sich gehorsam das Weib. Des Weibes Ruhm besteht in sinniger Anmuth, in Schönheit und keuschem Wandel; und ein liebliches Weib, das Keuschheit ihrem Herzen und Anmuth ihrem Verkehr bietet, ist der edelste Schmuck und glänzendste Ruhm des Mannes. Des Mannes Liebe schaut nicht auf ein anderes Weib; sie ist im Besitz des einzigen Weibes befriedigt. Das keusche Weib giebt sich nur dem einen Manne hin; schließt sich nur dem angetrauten auf. Während des Weibes Arbeit sich auf die Arbeit für den Mann und dessen Haus beschränkt; verbreitet sich des Mannes Arbeit über sein Haus hinaus. Zunächst hat der Mann sein Weib und Kind und sein Gesinde zu versorgen; denselben die nothwendigen irdischen und himmlischen Güter zu bieten. Aber damit ist des Mannes Arbeit noch nicht abgeschlossen. In Gemeinschaft mit Anderen arbeitet er an der geistigen Entwicklung der ganzen Menschheit. Die Vielheit dieser wird durch die Liebe, welche sich in der gegenseitig unterstützenden Arbeit der Männer ausdrückt, zur idealen Einheit verschmolzen. Uebertragen wir dieses irdische Bild auf das himmlische Verhältniß zwischen Christus und der christlichen Gemeinde, so finden wir bei Christus glühende Liebe zu Seiner Gemeinde, eine Liebe besonderer Art, die keine andere Creatur in sich schließt, die Liebe des Wesensgleichen zum Wesensgleichen. Wir finden bei Ihm ewige Productivität, durchdringende Erkenntniß alles Seienden, aller Vergangenheit und Zukunft, Fürsorge für das ganze Weltall, den Muth der Allmacht, die Gerechtigkeit heiligen Ernstes und die Heiligkeit der ewigen Vollendung. In der christlichen Gemeinde finden wir zuversichtlichen Glauben, hingebenden Gehorsam, stete Sehnsucht nach Christus und ununterbrochene Aufnahme Seines göttlichen Lebens. Die christliche Gemeinde stützt sich ohne Pause auf ihren Christus, liegt an der Brust ihres Herrn, und all ihr Denken und Handeln geht nur aus Ihm hervor und zielt nur auf Ihn.

Wie Gott im Himmel das Scepter besaß, sollte es der Mensch auf Erden besitzen. Gott hatte für den Menschen auf der Erde

auch eine besondere Residenz, den Garten Eden hergerichtet. Wir wissen es nicht, wie lange der Mann ohne das Weib seine Residenz bewohnte. Jedenfalls meinen wir, daß der Mann längere Zeit vor dem Weibe erschaffen wurde. Sein Alter, welches die h. Schrift angiebt, beginnt offenbar vom Sündenfall an; denn vordem bestand ja für den Menschen kein Alter. Dieses ist erst das Ergebniß der eingetretenen Nothwendigkeit des Todes. Da Adam bereits vor dem Erscheinen des Weibes den Thieren Namen gegeben hatte, und der Wunsch bei ihm nach ebenbürtiger Gesellschaft doch erst im Verlaufe einiger Zeit der Einsamkeit entstehen konnte; so ist entschieden ein längerer Zeitraum, als der von wenigen Stunden für die Pause, die zwischen der Schöpfung des Mannes und der des Weibes stattfand, anzunehmen.

Den Garten, welchen der Mensch bewohnte, sollte derselbe bebauen und bewahren. Die Thätigkeit, die Arbeit sollte dem Menschen von Anfang an eine von Gott gewollte Aufgabe sein. Gott Selbst arbeitete, und das sollte auch der Mensch, welcher Sein Ebenbild war. Wenn die Sperlinge auch ihr Futter umsonst finden, der Mensch soll um seine Nahrung, freilich nicht Sorge und Furcht, aber Arbeit haben. Alles irdische und geistige Gut soll der Mensch sich unter Arbeit aneignen. Ueber etliche Gebiete der Arbeit ist mancher fromme Mensch in seinem Denken auf Irrwege gerathen. Wir heben hier eine, der wir besonders nahe stehn, die Arbeit auf dem Gebiete der Heilkunde als solch eine öfters verkannte hervor. Es meinen Etliche, Gott und nicht die Medicin des Arztes helfe, und da sei es frevelhaft, oder doch unnütz, einen Arzt zu brauchen. Nun wir verkennen es nicht, daß diejenigen, welche sich in ihrer Krankheit nur auf den Arzt verlassen, große Sünde, während die Anderen, welche ärztliche Hilfe von sich weisen, einen Irrthum in der Beurtheilung ärztlicher Arbeit begehn. Der Mensch soll danach streben, sich Alles durch eigene Arbeit anzueignen. Aber er soll anderseits Nichts von seiner eigenen, nothwendigen Arbeit erwarten, sondern nur von Gottes Liebe und Walten den Erfolg

seiner Arbeit nehmen wollen. Seitdem der Mensch eine Vielheit, ist seine mannigfaltige Arbeit eine getheilte geworden, und die Menschen tauschen ihre Arbeit untereinander aus. Wie der Landmann säet und erndtet, obgleich er mehr als die Sperlinge ist; wie der Weber das Zeug für unsere Kleidung macht, obgleich wir mehr als die Lilien sind; so steht der Arzt uns mit Rath zur Seite, wenn wir krank sind; obgleich wir mehr als die Hunde sind, welche ihre Wunden belecken. Ja überall nicht obgleich, sondern weil wir mehr, weil wir das Ebenbild des arbeitenden Gottes sind.

Doch der Mensch sollte seinen Garten nicht nur bebauen, sondern auch bewahren. Es muß also ein Feind, der des Menschen Residenz einnehmen wollte, vorhanden gewesen sein. Diesen Feind hat der Mensch später genugsam kennen gelernt. Hier werden wir zum ersten Mal in der h. Schrift auf die Existenz des Teufels aufmerksam gemacht. Sobald Moses die Schöpfung Gottes mitgetheilt hat, so macht er auf den Fürsten der Finsterniß aufmerksam. Adam war das Ebenbild Gottes; er mußte daher auch das Böse vom Guten unterscheiden lernen, wie Gott es konnte. Der Mensch sollte sich in der Erkenntniß von einer Klarheit zur anderen entwickeln, und mit seinem Geiste auch die Tiefe der Finsterniß auf dem Gebiete des Geistes erforschen. Dazu war zweierlei nöthig: einmal die zu erforschende Finsterniß, und dann ein Gebot und Verbot Gottes. Gottes Gebot in dieser Beziehung ist, daß der Mensch den Garten behüten sollte. Dieses Gebot erfüllte der Mensch dann, wenn er das Verbot Gottes achtete. Gott verbot dem Menschen, die Früchte eines bestimmten Baumes zu genießen. In diesem Verbot culminirt der Wille Gottes, leuchtet der unverkennbare Ausdruck des göttlichen Willens hervor. Sowohl der Gehorsam, wie der Ungehorsam des Menschen dem Verbote Gottes gegenüber mußte den Menschen zum klaren Bewußtsein des Unterschiedes von Gut und Böse führen; denn die Person der Finsterniß wollte und mußte ihrer Natur nach, und durfte und sollte nach dem Willen Gottes dem Menschen den Gedanken und die That des Ungehorsams dar-

bieten. Dabei konnte der Mensch, wie Jesus von Nazareth einen erkennenden Blick in die Tiefe der Bosheit thun, ohne diese sich durch Ungehorsam anzueignen. Im Gehorsam hätte der Mensch die Bosheit als seinen Lebensfeind verabsehen gelernt; im Ungehorsam konnte er dieselbe als Eigenthum lieben lernen. Im Gehorsam hätte der Mensch Leben und Freiheit in Gott behalten, denn damit hätte er sich seine Residenz bewahrt erhalten; im Ungehorsam dagegen mußte er ein Knecht des Teufels werden, und sein Fürstenthum, das er behüten sollte, an den Teufel verlieren. Gott ist der Geist der Freiheit, der Teufel der Geist der Despotie. Daher war der Mensch gehorsam frei, dagegen ungehorsam ein Knecht. Gott will freie Anerkennung und Liebe; der Teufel kann nur Knechte für sich werben. Gott hatte also durch Sein Verbot Sein Ebenbild der Vollendung, der Vereinigung mit Seinem Sohne näher bringen wollen. Von der Handlung des Menschen hing der Wille Gottes ab. Wer sonst es nicht glaubt, daß der Mensch hochgeboren war, der kann es aus diesem Momente erkennen; da Gott Seinen allmächtigen Willen von dem kreatürlichen des Menschen abhängig macht.

### Die Bedeutung des sündigen Menschen.

Der Mensch entsprach in seiner paradiesischen Freiheit dem Beruf, den ihm Gott dargeboten hatte, nicht. Er blieb nicht in der Liebesverbindung mit seinem Gott. Er gehorchte Gott nicht, sondern hörte auf das verführerische Wort des Feindes. Es ist der Abfall des Menschen von Gott ein unbeschreiblich erschütternder Akt. Was ist ein Weltbrand dagegen? was der Abfall des bis zum Wahnsinn vermessenen Teufels? Der Unterschied ist ähnlich wie zwischen dem Tod eines lästigen Insektes und eines Wonnespendenden Raphaels. Des Menschen Ungehorsam zerstörte in der menschlichen Wesenheit das Leben, welches in Gott der Welt und jeder Existenz Dasein und Leben gegeben hat. Der freie Fürst der Erde

wurde ein Knecht des Teufels, der nun an Stelle des Menschen der Herr des ganzen Erdreichs wurde.

Bei dem großen Riß zwischen Gott und dem Menschen waren drei Einheiten theilhaftig: Gott der Herr, der Mensch und der Teufel. Die Gottheit haben wir in den beiden ersten Abtheilungen kennen gelernt. Die Liebe Gottes zum Menschen wurde durch den Abfall des Menschen bis in ihre göttliche Tiefe arglistig getroffen. Der Liebesgedanke, die Liebesthat Seiner Schöpfung wurde Ihm, dem allmächtigen Herren vom Herzen gerissen. Gott durchdringt Vergangenheit und Zukunft, und Er wußte es wol, was Ihm der geliebte Mensch bereiten würde. Aber Seine Liebe zum Menschen war ewig stark und treu, so daß Er von Ewigkeit her die Heilung des Menschen, die Heilung, welche dem Menschen die Liebe zu Gott vervielfacht wieder giebt, in Sich bewegte. Die Katastrophe von Bethlehchem bis Golgatha und der Oftermorgen waren ewig, vor dem Anfang der göttlichen Schöpfung in Gottes treuer Brust beschlossen. Gott ließ Sein freies Kind, den Menschen in's Verderben gehn; da Er aus diesem Verderben größere Herrlichkeit machen konnte und wollte. Der Mensch sollte erfahren, was es hieß, ohne seinen Gott leben, und wie groß die Liebe Gottes zu ihm sei. Dazu mußte dem Kinde Gottes die erfolgreiche Bosheit des Teufels nützen.

Die zweite Einheit, welche bei jenem Riß schwer getroffen wurde, war der Mensch, das Ebenbild Gottes. Von dem Wesen des Menschen vor dem Sündenfall haben wir oben bei der ursprünglichen Bedeutung des Menschen gesprochen. Uns bleibt nur noch auf die dritte Einheit, welche den Sündenfall bedingte, den Teufel einen Blick zu werfen.

Die Existenz des Teufels wird jetzt wieder vielfach in Abrede gestellt. Daß das von Seiten der Materialisten geschieht, ist verständlich, da dieselben ja an keinen Gott glauben. Auch daß die freien Protestanten die Existenz des Teufels bezweifeln, verstehen wir; denn wem Christus nicht der Gottmensch ist, der ist ein Spießgeselle des Teufels. Daß aber auch Männer, welche mit uns auf

derselben Basis, dem Glauben an die Gottheit des Herrn Jesus bauen wollen, die Lehre vom Teufel verwerfen und bespötteln, bedauern wir tief. Uns dünkt es klar zu sein, daß wir, die wir wol Mittel kennen, Infusorien und andere Unreinigkeit aus unserem Trinkwasser zu entfernen, doch kein Mittel selbst zu finden verstehen, den Teufel und dessen Genossenschaft aus unserem Herzen zu reißen. Man fragt: „wozu, warum hat denn eigentlich Gott den Teufel geschaffen?“ Glaubst du Menschenkind, daß die Wege des Allwissenden deshalb, weil dein Auge sie nicht sehen, und dein Verstand sie nicht verfolgen kann, gar nicht vorhanden sind? Um die Wege Gottes kennen zu lernen, muß man den heiligen Geist zu sich sprechen lassen. Gott ist keine mathematische Größe, sondern die Ursache dieser Größen. Aus der eigenen Erfahrung sollte jeder Mensch das Dasein und den Einfluß des Teufels kennen gelernt haben. Wie darf aber der noch daran zweifeln, wer das Leben seines Heilandes für wahr hält. Jesus hat doch das Fürstenthum der Erde dem Menschen zurückerworben. Von wem mußte Er es denn erwerben? Und was soll denn unserem Könige Christus unterthan gemacht werden? Doch nicht die böse That und das Sterben! Jene wird abgethan und dieses hört auf. Die Feinde, die persönlichen Feinde Gottes werden unserem Herren untergethan. Wer giebt dem Zauberer die Kraft? Die Zauberer, die mit Moyses vor Pharao standen, waren Bundesgenossen des Teufels wie der König, vor welchem sie standen. Wo der Unglaube sein Panier hat, wird allerdings die Zauberei weichen; denn der Unglaube bekämpft jederlei Art Glaubensthat. Wie der Glaube, wahr oder falsch, eine Macht ist, so ist auch der Unglaube. Wenn zu Nazareth vom Herren keine großen Wunder vollbracht wurden, so sind doch an anderen Orten von Ihm Wunder auf Wunder geschehn. Wenn die Akademie zu Paris oder Berlin keine Zauberei geschaut; die Hütten am Nil und an der Peteschora kennen dieselbe um so besser. Der Unglaube und die vielen scheußlichen religiösen Richtungen in der Christenheit sind warnende Siegel der Existenz des Satans. Der Sensitivismus mit seinen

grauenhaften Lügen; das Mormonenthum, welches den Islam an Gottesverkennung und Absurdität der Polygamie überbietet; der freie Protestantenverein mit seiner ekelhaften Lehre vom erhabenen Menschen Jesus, welcher im Grunde ein Lügner, oder im besten Fall ein aberwitziger Schwärmer ist; der infallibele Papismus, welcher die Mutterkirche der westlichen christlichen Kirchen mit einem Monstrum heidnischen Greuels, dem Morgenroth des falschen Propheten verbunden: das sind Stätten, in welchen der Teufel mit nacktem, frechem Antlitze nistet. Nach der h. Schrift ist der Teufel von Gott zu Anfang der göttlichen Schöpfung als Lucifer, ein Engel des Lichtes geschaffen worden. Er wurde offenbar unter allen Kreaturen mit der größten Macht ausgerüstet, so daß er nach seinem Abfall von Gott den Plan, Gottes ganze Schöpfung in seine Gewalt zu bringen, zu erdenken und zu verfolgen vermochte. Ja, er schrak vor dem wahnsinnigen Gelüste, den Sohn Gottes selbst, den Meister der Schöpfung und seiner selbst zur Untreue gegen die eigene Wesenheit verlocken, und damit den ewigen Bestand der Gottheit sprengen zu wollen, nicht zurück. Ein großes und mächtiges Heer von Genossen besitzt der Teufel. Wir wissen nicht, wie er die Genossen, ob durch Verlockung oder eine Art von Zeugung gewonnen. Aber in sehr naher Beziehung zu ihm müssen dieselben gestanden haben, daß sie mit ihm sich wider Gott erhoben, und ihr Geschick an das seine knüpften. Es war natürlich, daß dieser Feind des lebendigen Gottes den Versuch, den Menschen zum Abfall von Gott, und unter seine Gewalt zu bringen, anstrebte; denn der Mensch war ja die Kreatur, an welcher er eine göttliche Wesenheit und den Willen Gottes, sich mit dem Menschen zu vereinen, zu zerstören hoffte. Gott selbst hatte dem Teufel das Mittel für die Versuchung im Verbot, welches Er dem Menschen gestellt, dargeboten. Der Teufel wußte es, daß der Mensch an diesem Verbot zur Vollendung schreiten sollte, und mit List benutzte er dasselbe, den Menschen sich unterthan und Gottes Willen scheinbar zu Nichts zu machen. Dabei aber legte sich der Teufel, eben noch frei, um den Nacken die Schlinge, die unser Herr

Jesus fest zog, und zu ihrer Zeit aufknüpfen wird. Die Versuchung des Menschen war das erste Mittel zu der späteren Vernichtung des Teufels.

Die h. Schrift, welche über die erhabensten und ergreifendsten Thatfachen nur schlichte Mittheilung macht, erzählt auch auf's Einfachste vom Momente unseres Sündenfalls. In dem Moment „sie nahm und aß“ und „er nahm und aß“ sagte sich der Mensch von seinem Liebesverhältniß mit Gott los, und verlor seine ursprüngliche Bedeutung. Er hatte die Quelle seines Lebens verlassen, seine Freiheit aufgegeben und sich unter das fremde Joch des finstern Despoten gebeugt. Der Mensch verlor sein Fürstenthum, und der Teufel wurde der Fürst dieser Welt. Der Mensch konnte von nun ab nur gegen den Willen Gottes arbeiten und wirken; denn er war im Dienste des Gottesfeindes. In dem Kampfe wider Gott bedurfte der Teufel keiner Schlange mehr; von nun ab stellte er auf den Schlachtplan das Kleinod Gottes, den Liebling des Himmels. Gottes Schläge wider das Reich des Teufels mußten nun auch göttliche Wesenheit im sündigen Menschen treffen. Haß, Mord, Unzucht und alle greulichen Laster gingen im Herzen des Menschen bald wider Gottes Heiligkeit auf. Personen und Völker hieß der Teufel wider Gott streiten. Ja, es waren nicht unwissende, sondern Menschen aus dem auserwählten Volk Gottes, welche Jesus bis in und über den Tod hinaus verfolgen und verunglimpfen mußten: ja mußten, denn sie dienten dem Teufel.

Durch den Ungehorsam kam die Sünde in den Menschen. Sie ist es, welche die göttliche Wesenheit im Menschen zerstörte. Sie haftet nun an der Wesenheit des Menschen, und vererbt sich auf die Nachkommen, wie jede natürliche Eigenthümlichkeit. An diese gottwidrige verderbte Wesenheit des Menschen knüpft sich die Gewalt des Teufels über denselben. Aber mit Unterwerfung des Menschen ist der Teufel folgerichtig zugleich ein Herr der ganzen Erde und ihrer Organismen geworden. Auf die Erde hin concentrirte nun der Teufel das große finstere Heer seiner dämonischen Macht. Der

neue Fürst der Erde verfolgt und besudelt jede Entwicklung am einzelnen Menschen, wie am ganzen Geschlecht, und verklagt die sündigen Menschen Tag und Nacht vor der Gerechtigkeit des heiligen Gottes. Diese fortdauernde Anklage des Teufels vor dem Throne Gottes weist darauf hin, daß Gott den abgefallenen Menschen nicht nur nicht zu verlassen gedachte, sondern demselben noch mit der ursprünglichen Liebe nachging. Der Mensch hatte durch seinen Sündenfall nur Gottes Zorn verdient. Diesen Zorn Gottes über die Sünde des Menschen sollte der Mensch auch zuerst fürchten lernen. Daher verhängt Gott über den Menschen zuerst die Strafe in Noth und Tod. Er treibt denselben aus dem Gottesverkehr im Paradiese, und überläßt ihn seinem neuen Herren. Aber schon vor der Austreibung aus dem Garten Eden giebt er dem Menschen in der Verheißung der Zukunft dessen, welcher der Schlange den Kopf zertreten wird, ein Zeichen Seiner unauslöschlichen Liebe. Ja, Gottes heiliger Wille war durch den Sündenfall nicht gebeugt, vielmehr aufgerichtet worden. Die durch den Abfall zerstörte Bedeutung des Menschen sollte durch den Gehorsam des Gottessohnes wiederhergestellt werden. Ja, die heilige Wesenheit des Menschen sollte erneuert werden, während der Mensch in der Sünde unter der Gewalt des Teufels und des Todes sich befand. Das war das Geheimniß, in das kein Engel drang, wie sich Gott mit dem sündigen Menschen, der sich aus den Fesseln der Finsterniß weder befreien wollte noch konnte, heilig zu vereinen vermochte. Vom Sündenfall ab umgiebt Gottes Liebe schirmend den Menschen. Gott sucht durch Gesetze dem tiefsten Verfall in die Sünde zu wehren, und durch Verheißung den Blick des Menschen aus dem Abgrund der Sünde auf Sich zu lenken. Er straft den Menschen, damit derselbe Ihn fürchte, und als den Herrn auch des Fürsten der Erde schätzen lerne; und überhäuft den Menschen mit Gütern aller Art, um denselben Seiner Liebe zu vergewissern. Wir haben hier diese schirmende Liebe Gottes, welche durch Strafe und Verheißung geholfen hat, an einigen Beispielen der alten Geschichte zu begründen. Die Besprechung der ge-

wähltest Thatfachen wird es klar machen, warum wir gerade dieselben auswählten. Solche Momente der Zucht und Gnade Gottes bilden: die Austreibung des Menschen aus dem Paradiese, die Sündflut, der Thurm zu Babel und Abraham und das Volk Gottes. Dieselben repräsentiren die Abwehr des Geizes in der Menschheit, die Abwehr der Unzucht, die Abwehr des Hochmuths und die Verheißung der Herrlichkeit.

1) Die Austreibung aus dem Paradiese. Laut der Sagen und der Sehnsucht der Völker steht es fest, daß der Mensch einst ein sorgenfreies Leben im Wandel der Tugend gekannt hat. Das war sein Leben im Paradiese. Der Sündenfall machte die Ausweisung des Menschen aus dem Paradiese nothwendig. Der heilige Gott konnte keine Gemeinschaft mit der Sünde haben, und der Sünder mußte auch das wissen. Daher war die Austreibung eine Nothwendigkeit. Aber Gott liebte noch den sündigen Menschen wie zuvor, und trieb den Menschen auch daher aus dem Paradiese; damit derselbe wieder von Sehnsucht nach dem verlorenen Gute, das er in Gott besaß, ergriffen werde. Freiheit und Leben verlor der Mensch, als er das Paradies verließ. Beides sollte er in einem vollendeteren Sinne durch Christus wieder erhalten. Das war sein Trost, als er in die Fremde ging. In der Austreibung aus dem Paradiese finden wir auch die Abwehr Gottes vor Aufgehn des Menschengeschlechts in Geiz ausgedrückt. Der Mensch hatte seinen Gott nicht reicher an Herrlichkeit als sich selbst wissen wollen. Darum nahm er vom Apfel, und aß. Im sorglosen Leben des Paradieses, denken wir uns nach Analogie aus dem gegenwärtigen Leben der Menschen, wäre der Geiz in der ganzen Menschheit zu vernichtender Größe alles Edelen herangewachsen. So ward diese Strafe auch hierin ein Segen für den Menschen.

Der Mensch verließ das Paradies nicht nackt, sondern keusch bedeckte er seinen Leib mit Laub. Adam bezeichnet sich damit als einen Träger der Kultur. Die Kulturvölker zeichneten sich in ihrer Jugend durch Keuschheit und Zucht aus. Der Untergang der Keusch-

heit in einem Volke ist das Anzeichen seines herannahenden Verfalls. Nur kulturunfähige Völker gehen nackt. Aber Gott ersetzte die deckenden Blätter der ersten Menschen durch Felle. Damit hob Er das Verbot der Tödtung der Thiere auf. Dennoch hat manches Hirn es ausbrüten können, daß der Sündenfall mit der Fleischkost im Zusammenhang stehe. Der Zimmermann Jesus aß Fisch und Fleisch.

2) Die Sündflut. Geschichte und Geologie reichen sich darüber, daß einst eine große Flut auf Erden stattgefunden hat, einig die Hand. Die h. Schrift lehrt diese Sintflut als Sündflut auffassen. Zwei dunkle Momente scheinen diese Flut zu umgeben. Einmal erscheint es bedenklich, daß die Abirrung der Menschheit vor dieser Flut größer als jemals später gewesen, und daher nur einmal in der Geschichte der Menschheit das Verhängniß einer vernichtenden Flut nothwendig machte; und dann, daß Gott den Regenbogen zum Bundeszeichen zwischen Sich und der Menschheit macht, als ob vor der Flut kein Regenbogen gesehen worden. Doch diese Bedenken lassen sich heben. An Sodom und Gomorra erkennen wir es, daß Gott nur da Vernichtung über die ganze Bevölkerung eines großen Ortes verhängt, wo die Unzucht unbegrenzt geworden, indem der Mensch sich mit fremdem Fleisch vermengt. Nun haben einige Schriftforscher, und unter diesen mit lebhaftem Nachdruck Professor Kurz aus Stellen der h. Schrift sowol, als aus den Mythen der klassischen Kulturvölker es wahrscheinlich gemacht, daß die vorsündflutliche Menschheit in verbotenem, geschlechtlichem Verkehr mit dämonischen Engeln gestanden hat. Wir schließen uns dieser Ansicht an, und meinen, daß die verderbte Menschheit, zunächst um den verheißenen Messias hervorzubringen, in das scheußliche Laster fiel. Nachdem Gott vergeblich durch fromme Männer wie Henoch die Menschen hatte warnen und zu Seiner Zucht ermahnen lassen, ließ Er das verkommene, unreine Menschengeschlecht bis auf den reinen Noah und dessen Familie durch eine Flut, die Alles, was Empfindung besaß und der Luft beständig zum Athmen bedurfte,

zu vertilgen beauftragt war, mit einem Male untergehn. Die Sündflut war also in der Erscheinung der unnatürlichen Befriedigung menschlicher Wollust begründet. Das ganze Geschlecht bis auf Noah war mehr oder weniger durch dieses Laster Gott entfremdet. Nur Vertilgung der Art konnte den Rest retten. Aber die Sündflut wurde auch ein Segen, weil eine Abwehr solcher Unzucht für das kommende Geschlecht. Die ganze Menschheit ist nie später in einen ähnlichen Ausdruck der Wollust versunken. Gott erhielt den betenden Noah mit dessen Familie und dem mitgegebenen Gethier, indem Er die Arche Noahs Selbst schloß.

Nach der Flut machte Gott mit dem Menschen einen Bund, daß Er denselben nicht mehr durch eine Flut vertilgen wolle. Als Erinnerungszeichen Seines heiligen Wortes setzte Gott Seinen Regenbogen in die Wolke. Dieser Bogen am Himmel soll unser Gottvertrauen, daß Gott uns, obwohl wir im Dienst des böshaftern Herren sind, doch fort und fort bewacht und bewahrt, stärken. Dieser Regenbogen macht uns keine Sorge durch sein plötzliches Dasein. Wir glauben, daß er vor der Sündfluth nicht bestanden hat. Wir mögen in der Erklärung dessen, daß er früher nicht gewesen ist, wol irren; aber eine ganz unwahrscheinliche Conjectur ist dieselbe doch nicht. Wir nehmen an, daß es vor der Sündflut noch gar nicht geregnet habe; wie es ja auch noch heute auf der Erde Gegenden giebt, z. B. an der Westküste Süd-Amerikas einige Striche, wo Regenfall wenigstens in Jahren nicht vorkommt, sondern daß nur Nebel zu bestimmter Zeit das Erdreich bedeckte. Vor der Sündflut sind viele Verhältnisse auf Erden anders als nach derselben gewesen. Wir brauchen nur an die Möglichkeit des damaligen geschlechtlichen Verkehrs zwischen Dämonen und Menschen und an die Unmöglichkeit eines solchen Verkehrs heut zu Tage, wie an das hohe Alter des Menschen vor und das weit kürzer begrenzte nach der Sündflut zu erinnern, um auch für die Feuchtigkeitsverhältnisse der Erde vor der Sündflut die Möglichkeit anderer Vorgänge, als dieselben heute sind, wahrscheinlich zu machen.

Die vorbildliche Bedeutung der Sündflut für die Taufe, in der alles Widergöttliche verderben soll, ist Jedem bekannt.

3) Der Thurmbau zu Babel und die Zerstreuung der Menschheit. — Eine Meile südwestlich vom Ort Hillah am Euphrat befinden sich zwei große Trümmerhaufen in Form eines kleineren Rechtecks und eines größeren Kegels. Diese werden von den Arabern mit dem Namen Birs Nimrud bezeichnet, und für die Trümmer des in der Bibel erwähnten Thurms zu Babel gehalten; während die Juden sie für das Gefängniß, in welchem ihr König Sajakim gefangen gehalten wurde, ansprechen sollen. Es steht also keineswegs fest, daß wir in jenen gefundenen Trümmern ein Dokument des berühmten Baues Nimrods besitzen. Wenn wir nun auch die Gewißheit eines selbstredenden Zeugnisses für den Thurmbau zu Babel vermissen, so haben wir doch in der Aehnlichkeit, welche die Formen der großen Bauten unter den Kulturvölkern besitzen, einen Wegweiser zu einem und demselben Vorbilde dieser auf Erden zerstreuten Bauten. Wie auch immerhin die Eigenthümlichkeit der Nationen den Bauten mannigfaltige Gestalt gegeben hat, so weist doch der Grundtypus der Bauten in Aegypten wie in Indien, in China wie in Mexico, der Griechen wie der Deutschen auf das Allen gemeinschaftliche Urbild, welches uns die h. Schrift in dem Himmel anstrebenden Bau Nimrods vorführt. Die h. Schrift sieht in dem Thurmbau zu Babel den Ausdruck des excessiven Hochmuths, welcher das Menschengeschlecht in der Gesamtheit ergriffen hatte. Offenbar hatte Gott die Menschen schon lange vor diesem Hochmuth warnen, und mit der Strafe der Zerstreuung bedrohn lassen; denn die Menschen wußten bei ihrem Bau, was ihnen bevorstand. Da der verheißene Messias nicht erschien, wollten die Menschen die Herrlichkeit, welche sie nur durch Christus erlangen konnten, selbst für sich erwerben. Ihre zunehmende Kultur und große Einheit verblendeten sie so sehr, daß sie, hochmüthig wie ihr dämonischer Herr, das Reich Gottes durch eigene Kraft an sich zu reißen hofften. Noch heute zeigt sich dieser Hochmuth an einem Volke, sobald

es durch Größe, Einheit und Kultur stark geworden. Gott wollte jedoch nicht die ganze Menschheit also verderben lassen, underspaltete daher deren Einheitlichkeit in eine mannigfaltige Vielheit. Gott legte in die Menschheit ein Gesetz, demgemäß die Nationen mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften der Form, Sitte, Sprache, Begabung u. s. w. entstehen mußten. Gott begrenzte dieses Gesetz, wie wir schon früher an einer anderen Stelle anführten, so weit, daß nicht Familien, sondern Völker dadurch hervorgingen. Den Typus für die Spaltung bildeten die drei Söhne Noahs, Sem, Saphet und Ham; obgleich die Spaltung erst an späteren Gliedern dieser drei stattfand. Folgende kurze Charakteristik soll die drei großen Völkergruppen auseinander halten.

Die Gruppe der Semitischen Völker ist am Wenigsten in sich selbst gespalten: besitzt nur wenige und leicht als untereinander verwandt erkennbare Arten. Die Stammländer ihrer Arten grenzen an einander, und liegen compact zusammen. Die Arten sind von schöner Form, aber mittlerer Größe; die Hautfarbe ist kein reines Weiß, und hat eine eigenthümliche, nicht duftende Ausdünstung; das Haupthaar ist meist schwarz, selten röthlich. Sie sind begabte Völker, welche Sinn für Wissenschaft und Kunst, aber nicht für anständiges Leben besitzen. Daher sind sie keine Ackerbauer, sondern Nomaden und Kaufleute, wenn nicht Vagabunden und Räuber. Besonders ausgezeichnet vor allen anderen sind diese Völker durch ihren religiösen Sinn, der sich in einem anziehenden, festen, beharrlichen Glauben oder einem abschreckenden, maßlosen Fanatismus ausdrückt. Obgleich demüthig, und gegen ihre Obrigkeit gehorsam, besitzen sie doch keinen Sinn für die Organisation des Staates. Ihrem unständigen Leben und religiösem Sinne genügt eine patriarchalische Obrigkeit, deren Willkür durch Sitte und freien Sinn des Volkes begrenzt wird. Kann sich diese Völkergruppe offener Gastfreundschaft rühmen, so wird sie doch leider auch durch schmutzigen Geiz besleckt.

Die Gruppe der Saphetitischen Völker ist eine vielfach gespaltene: besitzt viele, aber immerhin noch als untereinander verwandt

erkennbare Arten. Die Stammländer ihrer Arten grenzen ebenfalls aneinander, aber die Summe dieser Länder ist weit ausgedehnt. Die Arten sind schön von Form, und vielfach von hoher Gestalt; die Hautfarbe ist weiß und duftet; das Haupthaar ist dunkel oder hell. Sie sind reich begabte Völker, wie die vorigen; doch entwickelt sich in ihrer Mitte die Kultur mit mehr Stetigkeit als bei den vorigen. Sind die vorigen die Meister des religiösen Liedes, so blüht unter diesen der Heldengesang, wenn auch beiden Gruppen beide Lieder bekannt sind. Diese Völker führen in überwiegender Mehrzahl ein ansässiges Leben, und stützen sich daher auf den Ackerbau. Ihr religiöser Sinn ist nicht so bedeutend, wie bei den Semiten, und ihr Glaube wird von der Philosophie begrenzt. Freiheit ist ihnen Bedürfnis, und sie sind geborene Herren. Sie zeichnen sich durch ihren Sinn für die Organisation des Staates aus, und bei ihnen hat auch der Staat vollendete Formen erhalten. Die Tugend der Saphetiten ist die Keuschheit, ihr Laster der Hochmuth.

Die Gruppe der Hamitischen Völker ist stark gespalten, ja wild zerrissen: besitzt sehr viele, oft schwer, oder noch gar nicht als untereinander verwandt erkennbare Arten. Ihre Stammländer grenzen vielfach nicht aneinander, sondern weithin zerstreut, sind dieselben durch die Sitze der vorigen Gruppen, oder durch weite Meere von einander getrennt. Ihre Formen sind meist durchaus unschön, und werden durch bizarre Sitte noch mehr verunstaltet. Unter diesen Völkern kommen excessiv große und kleine Gestalten vor. Die Hautfarbe ist durchgehend entschieden gefärbt: schwarz, braun, gelb, roth; das Haupthaar ist schwarz. Diese Völker sind meist ganz unbegabte; Wissenschaft und Kunst finden da keine Stätte. Die Kulturvölker unter ihnen zeichnen sich mehr durch Emsigkeit und Sinn für Detailarbeit, als durch Schwung des überblickenden Genius aus. Sie besitzen eigentlich keine Geschichte, wie viele Völker der Semitischen und noch mehr der Saphetitischen Gruppe. Der Ackerbau kommt unter ihnen nicht selten vor, seltener das Nomadenleben im Sinne der Semiten; öfters sind sie Jäger oder

Fischer. Der Sinn für das Religiöse geht ihnen ganz ab; der Glaube an einen Gott ist daher bei manchen dieser Völker vielleicht schon ganz verflungen. Zur Knechtschaft geboren, kennen sie keine andere als die despotische Staatsform, wo der Willkür der Obrigkeit keine Grenze gesetzt ist. Dieser Gruppe Tugend ist der Gehorsam, ihr Laster die Wollust.

Viele Völker sind vom HochmuthsSchwindel ergriffen gewesen; aber die ganze Menschheit ist seit dem Thurbau zu Babel dahinein nicht mehr gefallen. Die Existenz der verschiedenen Menschenarten ist eine berechnete, weil von Gott gewollte; ja eine nothwendige wie wir sahn, um den Hochmuth in der Menschheit zu begrenzen. Gottes Segen liegt auf den Menschenarten, und es ist ein dämonisches Gelüste bei einer starken Art, wenn sie die schwache durch rohe Gewalt oder Arglist vernichten oder verwischen will. Wo ein Volk nicht frei in ein anderes übergeht, da wird es ein entstellendes Glied der Race, die es ihre Gebärden anzunehmen, gezwungen hat: denn Gottes Strafe der Zerstreuung der Völker ist eben auch ein Segen Gottes.

4) Abraham und das Volk Gottes. In den drei eben besprochenen Momenten half Gott der Menschheit durch Strafe. Bei der Erscheinung Abrahams und des Volkes Gottes lernen wir, wie Gott auch durch Verheißung und Segen das Sinnen und Trachten des Menschen auf Sich zu lenken suchte.

Aus den eben besprochenen Völkergruppen zeichneten sich aus der Semitischen einzelne Menschen besonders durch ihren Glauben an den wahren Gott aus. Daher erwählte Gott aus dieser Gruppe in Abraham den Mann, dem Er das Geheimniß Seiner Verheißung anvertraute, und den Er die Bedingung des verheißenen Heils werden ließ. Die Menschheit mußte für die Empfängniß des Messias vorbereitet werden. Es war dazu nothwendig eine Menschheit, welche den Verheißungen Gottes vertraute, wenn sie in Freiheit den Herrn aufnehmen sollte. Eine solche Menschheit war nun aber nicht vorhanden. Da erwählte Gott statt ihrer den einen Menschen Abraham,

der an Ihn glaubte und Ihn vertraute. Abraham glaubte an Gottes Macht, Heiligkeit und Liebe, und widerstand dem Rufe seines Gottes nicht. Also wurde Abraham in Gottes Hand ein Werkzeug für das Heil. Der Leib, welcher den Herrn Jesus gebar, mußte mit Gott in Verbindung stehn. Dieser Leib wurde in Abraham und dem Volke Israel für die Zeit der Erfüllung des Heils vorbereitet. So gaben mithin Abraham, der Mann und Israel, das Volk Gottes die nationale Materie, welche die menschliche Wesenheit dem Sohne Gottes gab. Aber in Abraham war nicht blos die eine Nation der Juden, sondern schon vor Abschluß des Sonderbundes zwischen Gott und Abraham die ganze glaubende Menschheit zur Vereinigung mit Christus berufen. Durch den Sonderbund wird Abraham der Vater Israels und des Herrn; durch die Verheißung aber, die Abraham im Glauben aufnahm, wird er, nachdem er der Vater des Herrn geworden, der Vater aller Gläubigen. Abraham lebte noch zu der Zeit, in der sich die sogenannten autochtonen Völker bildeten. Aus Abraham gingen noch viele solcher Völker hervor, wie die Ismaeliter, Midianiter und andere. Jedoch nur auf seinem einzigen legitimen Sohn Isaak lag der Geist der Verheißung. War Abraham, der Glaubensmann vom Geiz geflohn, uneigennützig und gastfrei, so leuchtete sein Sohn Isaak durch Keuschheit. Von Isaak gingen noch zwei Völker aus: durch den leichtsinnigen, Gott verachtenden Esau die Edomiter, und durch den demüthigen Jacob das Volk Gottes, Israel. In Jacob lebte der Geist Abrahams weiter. Jacob hatte zwar zwölf Söhne und dieselben nicht von einem Weibe, ja, nicht einmal alle aus legitimer Ehe; aber dennoch bildeten diese zwölf nicht neue Völker, sondern machten ein Volk aus. Die Bildung der Völker, welche wir autochtone nennen, war beendet. Dieses Volk beauftragte Gott mit der Verwaltung Seines Willens am sündigen Menschen. In diesem Volke sollte der Leib des Herrn bereitet, sollte das vergebliche Streben, anders als durch den Sohn Gottes heilig zu werden, veranschaulicht werden. Eine besondere Reihe königlicher Gestalten von Juda bis David, und von David

bis Zerubabel und von Zerubabel bis Joseph und Maria zeigen die Glieder, aus welchen der Herr hervorging. Das Gesetz aber, welches den Willen des heiligen Gottes kundgab, zeigte dem frommen Juden, daß es ihm unmöglich sei, dem Willen dieses Gesetzes gehorjam zu sein. Dadurch wurde in ihm die Sehnsucht nach dem verheißenen Messias genährt. Das tägliche Opfer machte es ihm gewiß, daß er eine gewisse Hoffnung der Befreiung von seiner Sünde habe. Wir sind dem Volke Israel für das Leben an der Hand Gottes zu großem Dank verpflichtet. Ist es auch nicht in seiner Totalität seinem Gotte treu gewesen, so waren es doch seine Glieder, welche die Vollziehung des göttlichen Willens möglich gemacht haben. Am Volke Israel hat Gott Seinen Zorn gegen die Sünde und Seine Gnade und Güte für den Menschen deutlich erwiesen; damit wir aus der Geschichte Israels unsern Gott verstehn lernen. Durch die Erhaltung des Glaubens an den wahren Gott im Volke Israel besitzen wir den sicheren Beweis dafür, daß Gottes Wille und Verheißung kräftiger, als die Macht und der Wille des Fürsten dieser Erde sind. Die Verheißung Gottes aber war die Erlösung des unter fremdem Joch geknechteten Menschen durch die Erscheinung Seines eingeborenen Sohns im Fleisch, um des Menschen Strafe auf Sich zu nehmen.

### **Die Bedeutung des erlösten Menschen.**

Der erlöste Mensch ist der Christ. In seinem Glauben an Jesus Christus nimmt der Christ den Gottmenschen in sich auf, das ist: die kreatürliche Wesenheit Abrahams an unserem Herren, dem sie durch Maria überkommen ist, mit der ewig göttlichen Wesenheit des Sohnes Gottes zu einheitlicher Wesenheit verbunden. Der erlöste Mensch ist nicht der reparirte alte, sondern ein neuer. Der alte Mensch war nach dem Bilde Gottes geschaffen, der neue ist aus dem Ebenbild des ewigen Vaters geboren. Die Vereinigung des Gottmenschen mit dem alten Menschen bringt den neuen hervor. Ist der neue Mensch nun auch aus dem göttlichen und alten her-

vorgegangen, so ist er doch weder mehr der alte noch der göttliche; wie ein Sohn weder seine Mutter noch sein Vater ist. Aber er besitzt die Wesenheit beider. Wenn auch der alte, ursprüngliche Mensch eine göttliche Wesenheit besaß, so gehörte er doch wie alle Kreatur der erschaffenen Natur an; der neue aber, wenngleich er die Wesenheit dieser Natur besitzt, gehört Gott an. Herrschte im alten Menschen das Gesetz der Natur, im neuen lebt die Kraft Gottes. Die Bedeutung des neuen Menschen liegt in der Vereinigung mit Gott.

Doch diese Bedeutung ist noch nicht sichtbar; die neue Wesenheit des Christen läßt sich nicht mit natürlichen Mitteln erkennen. Bevor wir aber diese Erscheinung näher ins Auge fassen, müssen wir einen Blick auf den Vorgang, durch welchen der sündige, natürliche Mensch ein heiliger neuer wird, werfen.

Wie wir sahn, nahm Adam durch den Ungehorsam gegen Gott eine Gott feindliche Wesenheit, die sich vererbte, in sich auf. Er trat in Widerspruch gegen Gott und löste dadurch das gegenseitige Liebesverhältniß, welches zwischen Gott und dem Menschen stattfand. Der Mensch in Sünde haßte den heiligen Gott, und Gott haßte die unreine Natur am Menschen. Aber Gottes Liebe zum Menschen überdauerte den tiefen Riß, und Barmherzigkeit erfüllte Sein heiliges Herz. Ja, Seine Liebe und Sein Wille blieben dem Menschen treu. Auch nach dem Sündenfall noch wollte Er Sich mit dem Menschen verbinden. Diese Aufgabe zu lösen, schien unmöglich; denn für dieselbe mußte einmal eine Genugthuung der heiligen Gerechtigkeit Gottes gegenüber gefunden, und dann die Heiligung des Menschen vollbracht werden. Ein bloßes Vergeben konnte weder Gott genügen, noch die unheilige Natur im Menschen vernichten. Zur Genugthuung war eine reine menschliche Wesenheit, welche den Zorn Gottes auf sich nahm, nothwendig. Eine dem Menschen fremde Wesenheit konnte unmöglich die ihr fern stehende Schuld auf sich nehmen, das konnte Gottes Gerechtigkeit nicht leiden. Daß aber die menschliche Wesenheit heilig sein mußte, ist selbstverständ-

lich, denn die unheilige hatte ihre eigene Last zu tragen. Aber die menschliche heilige Wesenheit allein genügte auch nicht, um Gottes Willen zu vollbringen; denn, wenn auch Gott die Hingabe des heiligen Menschen für die Sünder angenommen; wenn Er diesen für die letzteren vernichtet hätte; die Sünde selbst wurde aus dem Sünder doch nicht ausgeschieden. Der unreine Mensch hätte zu sündigen fortgefahren, und es hätte täglich und stündlich eines neuen solchen Opfers bedurft, um den Zorn Gottes abzuwenden. Alle diese Opfer wären aber dem anderen Willen Gottes gegenüber, daß der Mensch heilig werden sollte, damit Gott Sich mit ihm vereinigen könnte, vergeblich gewesen. Weder im Himmel, noch auf Erden gab es eine Kreatur, welche der Aufgabe gewachsen war, den Zorn Gottes vom Menschen auf sich zu wenden, und dem Sünder eine neue Wesenheit zu geben. Dazu bedurfte es der Liebe und Macht des lebendigen Schöpfers. — Himmel und Erde sind verstummt und schweigen, da Gott fragt: wer will mir den Menschen erlösen? Sie schauen fragend und bittend in das heilige Angesicht des Gottes der Liebe. Doch es ist Einer vorhanden, der die Aufgabe Gottes lösen will und kann. Der ewige Sohn Gottes reißt sich los vom Herzen des ewigen Vaters; und, wie der Mann das Vaterhaus verläßt, um dem Weibe seines Herzens anzuhanen, geht er dahin dem Menschen anzuhanen, und die Aufgabe Gottes für ihn zu vollbringen. Nicht wild stürmt Er dahin, sondern mit dem Willen des Vaters. Der Sohn will, weil es der Vater will; und der Vater will, weil es der Sohn will. Also liebte Gott die Welt, daß Er für sie Seinen Sohn dahingab, und also der Sohn dieselbe, daß Er für sie Seinen Vater verließ.

Der ewige, heilige Sohn Gottes wurde auf natürlichem Wege ein Mensch, wie der ursprüngliche ohne Sünde. Zugleich war Er aber nicht geschaffen, sondern der eingeborene Sohn Gottes. Er erschien nicht wie Adam im Paradiese, sondern dort, wo Teufel, Tod und Sünde herrschten. Die heilige Gottesliebe erschien unter der unreinen Gottesfeindschaft, das Licht in der Finsterniß. Maria

empfang den Herrn durch Vermittelung des heiligen Geistes, und gebar ihn in Niedrigkeit. Alle unsere Strafe und Noth, die uns zukamen, nahm der Gottmensch auf sich. Der Teufel trat an Ihn heran, und bot Ihm seine Herrschaft über die Erde und den Menschen an, wenn der Herr, der auch sein Herr war, ihn als Herren anbetete. Der listige Teufel wurde zum Narren, da ihm der Anschlag nicht gelang. Die Narrheit des Teufels wuchs von Stund' an; er raste in sein eig'nes Verderben hinein. Durch den Tod des Herren hoffte er, den Herren noch in seine Gewalt zu bringen; denn er wußte es wol, daß der Vater den Sohn verlassen würde. Mit Seinem Tode aber gerade wand ihm der Herr alle Gewalt aus den Händen. Aber wenn ihm der sterbende Herr auch noch zu stark sein konnte, durch den Tod des Herren konnte der Teufel wenigstens den Glauben an solchen Herren in der Menschheit zu zerstören hoffen. Gerade aber dieser Tod des Herren richtet im Christen den Glauben an seinen Meister auf. Nun wissen wir Christen es gewiß, daß der Meister auch unseren Tod, vor dem sich die Menschen am Meisten fürchteten, auf sich genommen hat. — So schrecklich es dem Heiligen, unter Unheiligen zu leben, gewesen sein muß; man kann doch denken, daß Seine heiße Liebe das hat ertragen können. Allein die Stunde zu Gethsemane und die der Verlassenheit am Kreuze finden nicht Raum in unserer Vorstellung und Phantasie. Der Heilige in Israel hat unsere Noth und unseren Tod auf Sich genommen, damit wir Frieden hätten, und der Vater im Himmel hat die Arbeit des Sohnes durch die Auferstehung gut geheißt. — Das Werk des Herrn für uns ist vollendet. Dieses Werk vertheidigt und vertritt die Menschheit vor dem Zorn Gottes täglich und stündlich. So weit die Ewigkeit Gottes reicht, reicht die Kraft dieses Werkes; denn nicht bloß die menschliche, sondern auch die ewig göttliche Wesenheit haben es vollbracht. Aber damit hört Gottes Wohlthat für uns nicht auf. Sie besteht nicht bloß in einem ewigen Vergeben im Hinblick auf die Arbeit des Heilands für die Sünder. Es wäre Gottes Wille nur zur Hälfte zu Stande gekommen, wenn der

Mensch unter der Vergebung doch ewig ein Knecht der Sünde geblieben wäre. Der Mensch sollte auch, indem er des Herren Christus menschlich göttliche Wesenheit, welche die Strafe des Sünders auf sich genommen, und für den Sünder die Heiligkeit geleistet hatte, in sich aufnehmen, heilig werden. Die Wesenheit des Gottmenschen soll jeder durch den heiligen Geist in sich aufnehmen. Das ist der Wille Gottes. Wer das nicht will, der stößt die Barmherzigkeit Gottes von sich, tritt die hingebende Liebe Gottes mit Füßen. Der hat den ewigen Tod gewählt. Gott hat dem Menschen bestimmte Mittel gegeben, durch welche der neue Mensch in ihm geboren wird. Wer diese Mittel verwirft, der wirft mit denselben die Gnade Gottes fort. Derselbe hat keine Vertretung mehr; denn Gott giebt Jedem den heiligen Geist, daß er daran glauben kann. Es steht Jedem frei, seinem Verstande oder Gefühl, seinen Phantasien oder Träumereien, oder dem Worte Anderer zu folgen; aber dann treibt er die Kraft des heiligen Geistes von sich. — Diese Mittel sind das Wort und die Sakramente. Durch das Sakrament der Taufe entsteht der neue Mensch. Im Wasser der Taufe wirkt der heilige Geist, daß darin der Gottmensch, der für uns gelitten hat und auferstanden ist, Jesus Christus gegenwärtig ist. Am Menschen aber wirkt bei der Taufe der heilige Geist den Glauben daran, daß der Mensch in der Taufe den Gottmenschen in sich zur Geburt eines neuen Menschen aufnimmt. Wer da will, kann dem heiligen Geiste in der Wirkung an sich widerstehn und den Gottmenschen nicht empfangen; aber die Bedeutung der Taufe selbst kann Niemand durch seinen Glauben ändern. In der Taufe wird ihm geboten, ob er will oder nicht, der Heiland. Der neue Mensch entsteht also nicht auf dem Wege der natürlichen Fortpflanzung, sondern an jedem Menschen für sich durch Vermittelung des heiligen Geistes in der Taufe. Die ungetauften Christenkinder sind demnach ebenso wie die Heidenkinder natürliche Menschen in Sünde, und stehn unter der Gewalt des Teufels.

Während die Taufe ein Vorgang am alten Menschen, ist das

Sakrament des Abendmahls ein Vorgang am neuen, der noch im alten lebt. Der neue Mensch ist hier auf Erden bis zu seinem Tode oder dem Tage des Gerichts noch mit dem alten verbunden. Er ist noch nicht vollendet. Er befindet sich im Keim und Wachsthum. Der Christ besitzt durch Christus allerdings schon die ganze Gottesreinheit, aber eben auch noch die Gott feindliche Natur. Er trägt, obgleich die Gottesebenbürtigkeit in sich, noch den unterlegenen Adam an sich. Er ist gerecht durch die Vertretung des Herrn, heilig durch die Wirkung des heiligen Geistes; aber er sündigt doch täglich und stündlich. Auch der Fürst dieser Welt darf noch sein Ziel, den Menschen von Gott abwendig zu machen, verfolgen. Hat der Teufel für den neuen Menschen auch keine nöthigende, so doch eine versuchende Gewalt, und verklagt er den alten Theil des Menschen um so eifriger vor Gottes Thron, je weniger er Macht über den neuen hat. Dem neuen Menschen selbst kommt seine Sünde täglich schwärzer vor, denn er haßt die Sünde, wie sein Gott. Dabei ist er von Noth und Drangsal umgeben, wird von Spott oder roher Gewalt verfolgt. Für diese Zeit des Kampfes hat nun Gott dem neuen Menschen zur Kräftigung das Abendmahl gegeben, das dem geängsteten Herzen vor Allem Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit und allen Frieden giebt. Im Brot und Wein des Abendmahls erhalten wir Fleisch und Blut des Gottmenschen. Auch hier bewirkt es der heilige Geist, daß in Brot und Wein des sakramentalen Abendmahls Fleisch und Blut des Herrn gegenwärtig ist, und in uns den Glauben, daß wir solche Herrlichkeit damit empfangen. Auch hier können wir der Wirkung des heiligen Geistes widerstehn; aber auch hier durch unseren Unglauben die Gegenwart von Fleisch und Blut des Herrn nicht aus Brot und Wein scheiden.

Also der Herr, welcher der Sünde bis aufs Blut widerstanden und dem Tode den Stachel genommen, Jesus von Nazareth, den wir als integrirenden Theil der Gottheit im zweiten Glaubensartikel bekennen, will sich mit uns vereinen; auf daß wir ein neues, Ihm

ähnliches Wesen seien. Wenn er wiederkommt zum Gericht, dann ist das Werk vollendet. Dagegen streitet der Teufel mit seiner ganzen Macht; und solange übt der Tod seine Gewalt über den alten Menschen aus, wenn auch der neue seiner Gewalt nicht unterworfen ist. Wir sehen dem entgegen, daß die Macht der Finsterniß sich noch auf ihr höchstes Unternehmen concentriren wird; wenn ein Genosse des Teufels auf Erden den Schein unseres Herrn annehmen und dadurch große Drangsal die Christen treffen wird. Oft hat man gemeint, diese schlimme Zeit sei schon da; doch hatte man sich geirrt. Auch in unseren Tagen treten wieder Propheten auf, welche den Anmarsch des Antichristen verkünden. Wer die Geschichte darum befragt, wird auch diesmal die Sprache des ungeduldigen Herzens in diesen Weissagungen lesen. Wie zum Beginn der neuen Geschichte die historischen Vorgänge in der Menschheit auf besondere Ereignisse, welche auch damals von Einigen auf den zu erwartenden Antichristen gedeutet wurden, die Erwartung spannten; so thun es auch die historischen Vorgänge unserer Tage. Der Socialismus und der Abfall vom Glauben an den wahren Gott der Christen kämpfen um den Voratz in der Leitung der Geschichte gegen den alten Bestand. Dem letzteren dieser Kämpen hat unsere Arbeit gegolten.

---

# Inhalt.

|  | Seite |
|--|-------|
| Vorwort . . . . .  | IV    |
| Einleitung . . . . .   | 1     |
| Erste Abtheilung: Gottes Dasein ist wahrhaftig, heilig und allein ewig                       | 9     |
| Zweite Abtheilung: Das Dasein des Weltalls und des Menschen ist<br>die That Gottes . . . . . | 23    |
| Der Meister der Schöpfung . . . . .  | 25    |
| Die Arbeit des Meisters . . . . .  | 26    |
| Die Arbeitsdauer . . . . .   | 29    |
| Das Sechstagswerk (Der Schöpfungsbericht) . . . . .  | 32    |
| Der erste Tag . . . . .  | 34    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 35    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 41    |
| Der zweite Tag . . . . .   | 46    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 47    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 50    |
| Der dritte Tag . . . . .   | 52    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 52    |
| a. Die natürlichen Vorgänge an der Erde . . . . .  | 53    |
| b. Die Vertheilung von Wasser und Land . . . . .   | 56    |
| c. Die weitere Entwicklung des Festlandes . . . . .  | 58    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 59    |
| Der vierte Tag . . . . .   | 65    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 65    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 67    |
| Der fünfte Tag . . . . .   | 69    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 71    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 75    |
| Der sechste Tag . . . . .  | 83    |
| Die Nachtarbeit . . . . .  | 84    |
| Die Tagesarbeit . . . . .  | 85    |
| Dritte Abtheilung: Der Mensch ist Gottes Ziel . . . . .                                      | 94    |
| Die Bedeutung des ursprünglichen Menschen . . . . .  | 95    |
| Die Bedeutung des sündigen Menschen . . . . .  | 103   |
| Die Bedeutung des erlösten Menschen . . . . .  | 117   |